

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen
von hervorragenden Schrift-
stellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang

* 1918 *

Neunter

Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Schicksalsgefährten

Novelle von Lothar Brentendorff

Nun hause ich schon seit etwa vierzehn Tagen in dem geräumigen Erkerzimmer der Witwe Giersberg, und ich freue mich des guten Sterns, der mich dies Unterkommen finden ließ. Es war das erste Quartier, das ich gleich nach meiner Ankunft auf ein Zeitungsinserat hin besichtigte, und ich habe es eigentlich nur um der sympathischen Wirtin willen gemietet. Sie gefiel mir, weil sie in nichts den gewerbsmäßigen Zimmervermieterinnen gleicht, an die ich von meiner Studentenzeit her die unangenehmsten Erinnerungen habe. Zwar ist sie mit ihren fünfzig Jahren nicht reizvoller, als es Frauen aus dem kleinen Mittelstande zu sein pflegen, wenn sie ein Leben voll Arbeit und Sorge hinter sich haben; aber es ist kein verbitterter Zug in ihrem Gesicht, sie hat gutmütige Augen und eine sanfte Stimme, die meinen Nerven wohlthut. Auch zeigt sie sich weder neugierig noch geschwätzig und fällt mir nicht durch Aufdringlichkeit lästig, obwohl sie über das Notwendige hinaus um mein leibliches Wohl besorgt scheint. Ihr längst verstorbener Mann war ein Registrator, und die altväterisch eingerichtete Wohnung dünkt mich noch immer von der charakteristischen Beamtenatmosphäre erfüllt, die er zu seinen Lebzeiten um sich verbreitet haben mag. Vielleicht auch ist sie eine Hinterlassenschaft meines Vorgängers, des Oberlehrers, der das Erkerzimmer innegehabt hat, bis ihn vor zwei Monaten eine rasch verlaufende Lungenentzündung hinwegraffte. Er muß sich hier recht wohl gefühlt haben, da er in einer lehtwilligen Verfügung der Frau Giersberg alles vermacht hat, was sich in den neun Jahren seines Hierseins an kleinen Luxus- und Gebrauchsgegen-

ständen um den alternden Junggesellen angesammelt: seine Bücher, seine Bilder, seine Rauchutensilien und allerlei wertlose Geschenke von Freunden und Schülern. Die Wirtin hat alle diese Dinge auf ihren alten Plätzen belassen, und ich habe zuweilen die Empfindung, als ob ich allgemach anfinge, das Dasein meines unbekanntem Vorgängers weiterzuleben. Ich fühle mich beinahe schon wie in dem gastlichen Heim eines zeitweilig abwesenden Freundes, und es würde mich gar nicht sehr in Erstaunen setzen, wenn etwa eines Nachts die Thür aufginge und mit freundlichem Gruß der Oberlehrer einträte — ganz so, wie er auf der lebensgroßen Photographie über dem Schreibtisch dargestellt ist: mit großem Vollbart, eingefallenen Wangen und versonnenen, etwas schwermütigen Augen. Ich bedaure sogar, daß es niemals geschehen wird; denn ich glaube, wir würden recht gut miteinander fertig werden. Und der Gedankenaustausch mit einem Verstorbenen wäre überdies eine Unterhaltung, die ich mir ohne jede Besorgnis gestatten dürfte, während ich bei den Lebendigen ja um vieles vorsichtiger sein muß. So vorsichtig, daß ich ihnen am liebsten ganz aus dem Wege gehe. Als einen Verlust habe ich das bisher freilich kaum empfunden; denn meine Einsamkeit ist weder unfreundlich noch langweilig. Ich überschauere vom Schreibtisch aus den rasch dahinschießenden, smaragdgrünen Strom und die sanft ansteigenden Parkanlagen auf dem jenseitigen Ufer. Da habe ich Leben und Abwechslung genug, auch wenn die Wege nicht wie an schönen Tagen von Müßiggängern wimmeln. Meine vergnüglichste Zeit aber sind die späten Abendstunden, in denen ich planlos durch bekannte und unbekanntere Straßen zu schlendern pflege. Schon von

meinen früheren kurzen Besuchen her liebe ich diese Stadt mit ihren launenhaft krummen Gassen, ihren ehrwürdigen Bauten, ihren malerischen Winkeln und Durchgängen, ihren freundlich murmelnden alten Zierbrunnen. Nie zuvor aber ist sie mir so anheimelnd vertraut gewesen wie jetzt, wo ich gleichsam als ein Abgeschiedener in ihr umherwandle. Alles hat für mich jetzt eine Zunge: jeder dunkle Torweg, jeder verschörkelte Erker, jeder spitze Giebel. Und ich bin voll von ernstern und lustigen Geschichten, wenn ich meine Schritte heimwärts lenke.

Es wäre alles in allem ein beneidenswertes Dasein, wenn es auf etwas festerem Grunde stände. Daran aber, wie unsicher diese Grundlage ist, wurde ich schon an einem der ersten Tage meines Hierseins erinnert.

Wie es ihre Pflicht war, hatte mir Frau Giersberg das Formular für die polizeiliche Anmeldung auf den Schreibtisch gelegt. Und nach einem kurzen Zaudern hatte ich es peinlich genau ausgefüllt. Aus dem Gedächtnis; denn ich habe alles im Kopfe, was in den Papieren steht: jede Ortsangabe und jedes Datum.

„Dr. Philipp Neuhaus, Schriftsteller“ — ich war beinahe stolz auf die Geläufigkeit, mit der ich es schreiben konnte. Sogar gewisse handschriftliche Besonderheiten des Namenszuges hatte ich mir schon bald unbewußt zu eigen gemacht. Nur ein paar Wochen oder Monate, und ich werde mich an den Namen gewöhnt haben wie an ein neues Gewand, das einem nur in den ersten Tagen ein wenig ungewohnt und unbehaglich vorkommt.

Dankend nahm die Wirtin den Zettel in Empfang, und ich hielt die Sache für erledigt. Am nächsten Morgen aber erschien ein behelmter Schutzmann

der mir in dienstlichem Tone ausrichtete, daß ich mich innerhalb vierundzwanzig Stunden behufs Vorlegung meiner Ausweispapiere persönlich im Amtslokal des Bezirkskommissars einzufinden habe.

„Für Personen, die von außerhalb zugezogen sind, ist das behördliche Vorschrift,“ fügte er erklärend hinzu, und ich entließ ihn mit einem gleichgültigen: „Wenn es Vorschrift ist, werde ich mich natürlich einfinden.“

In Wirklichkeit freilich ließ mich die Aufforderung keineswegs gleichgültig. Nicht, daß mein Erschrecken allzu heftig gewesen wäre; ich wußte mich ja auf alle Möglichkeiten vorbereitet. Aber es ist immer aufregend und demütigend, zu wissen, daß man einen arglosen Menschen ins Gesicht hinein belügen soll. Und ich hatte zudem noch nicht Zeit genug gehabt, mich zu einem Meister in dieser Kunst auszubilden. Ich wollte den Weg noch am nämlichen Vormittag machen, um mit der lästigen Sache so schnell als möglich fertig zu werden. Doch unter dem Zwange einer unverzeihlichen Feigheit tat ich es weder an diesem noch am folgenden Tage. Und als ich dann abends von meinem Spaziergang heimkehrte, mußte ich aus dem Munde der etwas verlegenen Wirtin hören, daß der Schutzmann in meiner Abwesenheit schon wieder vorgesprochen habe.

„Wegen der persönlichen Anmeldung des Herrn Doktors. Er meinte, es sei ganz unerläßlich.“

Ich brummte irgend etwas Verdrießliches und ging in mein Zimmer. Eine halbe Stunde später klopfte es an die Tür, und auf der Schwelle erschien Frau Giersberg in Begleitung eines bürgerlich gekleideten, schnurrbärtigen Herrn von ungewöhnlich großer und straffer Gestalt.

„Die Kriminalpolizei!“ dachte ich und raffte mich kampfbereit zusammen. Aber der fremde Herr begnügte sich zunächst mit einer stummen Verbeugung und überließ es der Wirtin, seinen späten Besuch zu erklären.

„Erlauben Sie, Herr Doktor, daß ich Ihnen meinen Schwager vorstelle: Herr Kriminalkommissar Zabel. Er kam zufällig herauf, und ich erzählte ihm von den Umständen der Polizei wegen der Anmeldung des Herrn Doktors. Da meinte er, die Sache ließe sich vielleicht am einfachsten durch ihn erledigen — vorausgesetzt, daß der Herr Doktor nichts dagegen einzuwenden haben.“

War das eine ungeschickt gelegte Schlinge? Der Mann hatte ein sympathisches, beinahe treuherziges Gesicht, aber man konnte ihm immerhin auf zwanzig Schritt den pflichteifrigen Beamten ansehen. Und ich hatte oft genug gelesen, daß die Herren Kriminalisten immer den krummen Weg vorziehen, auch wo ihnen der gerade offensteht, weil sie damit leichter den Anschein besonderen Scharffsinns erwecken. Ich bewahrte also zunächst eine kühl abwartende Haltung.

„Und wie sollte diese Erledigung erfolgen, Herr Kommissar?“

Er trat näher und lächelte mich freundlich an.

„Die Sache ist nämlich, daß wir einen neuen Bezirkskommissar haben, der es mit dem Buchstaben seiner Instruktion schrecklich genau nimmt. Er würde nicht Ruhe geben, bis er Sie persönlich ausgefragt hat, Herr Doktor! Und ich kann mir schon vorstellen, daß Ihnen das lästig ist. Wenn ich ihm aber sage, daß ich Ihre Papiere geprüft habe, muß er wohl zufrieden sein.“

Ob es nun eine Falle war oder nicht, jedenfalls konnte ich nicht ent schlüpfen. Ohne Übereilung zog ich die Schreibtischschublade auf.

„Mir ist es selbstverständlich einerlei, wem ich die Papiere vorlege. Bitte — da sind sie.“

Herr Zabel beugte sich herab, um die mit amtlichen Vordrucken und Stempeln reichlich ausgestatteten Schriftstücke zu studieren. Ich weiß nicht, ob es eine wirkliche Prüfung oder nur eine kleine Komödie war, die er in Szene setzte, um seiner Schwägerin und mir gefällig zu sein. Jedenfalls war er mit der Durchsicht sehr schnell fertig geworden und reichte mir mit einem abermaligen Lächeln die Dokumente zurück.

„Alles in Ordnung, Herr Doktor! Von uns werden Sie nicht weiter behelligt werden.“

Es fehlte nicht viel, daß ich laut aufgelacht hätte, so sehr belustigte mich die fromme Einfalt dieses Werkzeuges der scharfsägigen Justitia. Aber ich hatte nun jedenfalls keine Veranlassung mehr, dem Mann zu mißtrauen. Ich dankte ihm, daß er mir einen un-
bequemen Weg erspart habe, und bot ihm eine Zigarre an, die er mit höflicher Geste entgegennahm.

„Es ist gern geschehen,“ sagte er, „und man kann nie wissen, ob man nicht auch einmal eine Freundlichkeit in Anspruch nehmen muß.“

Die beiden verabschiedeten sich und ließen mich in der Gewißheit zurück, daß die schöne Erfindung der amtlichen Ausweispapiere vornehmlich zugunsten derer gemacht worden ist, die der hochweisen Obrigkeit eine Nase zu drehen wünschen. Es war das erste Mal, daß mein Versteckspiel mir eine Art von Vergnügen bereitet hatte, und ich war um der guten Hal-

tung willen, die ich bei der kleinen Probe bewiesen hatte, vollkommen zufrieden mit mir selbst.

Von dem Dasein einer Zimmernachbarin war ich schon seit geraumer Zeit unterrichtet. Der Klang ihrer Stimme, den die dünne Trennungswand nicht bis zur Unhörbarkeit dämpfen konnte, hatte es mir verraten. Es war eine Stimme, die mich in Erschrecken hatte aufhorchen lassen, als sie zum erstenmal an mein Ohr schlug. Denn sie gleicht zum Verwechseln einer andern, vor der ich geflohen bin, und die ich nie mehr zu hören hoffe. Es ist dieselbe kindliche Helligkeit und Reinheit in ihr, dieselbe Süßigkeit und weiche, schmeichelnde Fülle. Man möchte die Augen schließen, wenn man sie hört, um alle Sinne ganz mit ihrem Wohlklang zu erfüllen. Eine Stimme, die ohne alles sonstige verführerische Beiwerk eines Mannes Verhängnis werden kann. Eines Mannes wenigstens, der sich gegen ihren betörenden Zauber nicht fester zu machen wußte als der Unselige, der sich heute als Philipp Neuhaus in Frau Giersbergs Erkerzimmer verbirgt.

So tief war der erste erschreckende Eindruck der sonderbaren Ähnlichkeit gewesen, daß ich meine Ruhe erst wiederfand, nachdem ich bei der Wirtin genaue Erkundigungen über die Person meiner Nachbarin einzogen hatte. Da blieb freilich kein Raum mehr für abenteuerliche Vermutungen. Sie heißt Elsbeth Gerhäuser und ist ihrem Beruf nach Volksschullehrerin. Nach dem zweifellos zuverlässigen Bericht der Frau Giersberg ist sie eine Waise von zweiundzwanzig Jahren und von untadeliger Lebensführung. Daß ich durch den Klang ihrer Stimme auf sie aufmerksam geworden war, schien die Wirtin etwas zu beunruhigen.

„Sie sind doch nicht etwa durch ihren Gesang oder ihr Klavierspiel in der Arbeit gestört worden, Herr Doktor?“

In der Arbeit? Die Frage wirkte auf mich fast wie eine ironische Anspielung. So lange ich dies Zimmer bewohne, habe ich in seinen vier Wänden meine Zeit noch mit nichts anderem zugebracht als mit Lesen und mit Aufzeichnungen, die für keinen Menschen ein Interesse haben können als für mich selbst. Aber ich gelte der braven Frau Giersberg ja als ein Schriftsteller, und vielleicht vermutet sie in den Blättern, über denen sie mich gelegentlich am Schreibtisch sitzen sieht, das Manuskript eines spannenden Romans.

„Nein,“ erwiderte ich der Wahrheit gemäß. „Ich hörte sie nur sprechen oder lachen, und von der Existenz eines Klaviers erfahre ich erst durch Sie.“

„Sie hat mir auch feierlich gelobt, nur abends zu musizieren, wenn der Herr Doktor nicht zu Haus ist. Und sie ist eine von denen, auf deren Wort man sich verlassen kann.“

„Aber es ist mir gar nicht recht, daß das Fräulein sich um meinetwillen solchen Zwang auferlegt. Meinetwegen mag sie spielen oder singen, wann immer sie Lust hat. Ich bin zu wenig musikalisch, um Anstoß daran zu nehmen.“

Frau Giersberg schüttelte den Kopf, und ich bin überzeugt, daß sie der Volksschullehrerin meine großmütige Erlaubnis gar nicht übermittelt hat. Wenigstens hat sie bis jetzt nicht gesungen oder gespielt und auch den Klang ihrer gefährlichen Stimme vernehme ich nur noch sehr selten, obwohl ich aufmerksamer als zuvor auf jedes Geräusch horche, das im Nebenzimmer hörbar wird. Aber ich glaube, daß ich sie gestern ge-

sehen habe. Als ich fortging, huschte draußen auf dem Gange eine weibliche Gestalt an mir vorüber, die nicht die der Frau Giersberg war. Die Korridorbeleuchtung ist zu schlecht, als daß ich die flüchtige Erscheinung in ihren Einzelheiten hätte erfassen können. Ich sah eigentlich nur den Umriß eines schlanken, zierlichen Körpers und eine Fülle goldroten Haares. Wenn es Fräulein Gerhäuser war, beschränkt sich die Ähnlichkeit mit der anderen, die ich niemals wiedersehen will, also auf den Klang der Stimme. Sie hat weder ihre blauschwarzen Flechten noch ihre üppige Gestalt.

Ist es nicht Narrheit, daß mir diese Feststellung ein lebhaftes Vergnügen bereitet? Die andere ist aus dem Buche meines Lebens gelöscht, und die Volksschullehrerin wird nie einen Platz darin erhalten. Was kümmert mich's also, ob sie einander ähnlich sind oder nicht?

Der Kriminalkommissar Zabel hat mir abermals die Ehre seines Besuches erwiesen. Diesmal überhob mich seine augenfällige Schüchternheit von vornherein jeder Besorgnis. Er war verlegen wie ein Bittsteller, und auf etwas derartiges lief es denn auch wirklich hinaus. Nur daß er meine Gefälligkeit nicht für sich selbst in Anspruch nehmen wollte, sondern für einen Schützling, der ihn sehr zu interessieren scheint. Er hatte ein Paket in der Hand, das sich nach der Enthüllung als ein ziemlich umfangreiches Manuskript entpuppte, und indem er es auf meinen Schreibtisch legte, sagte er:

„Es ist eine unbescheidene Zumutung; denn Sie sind gewiß sehr beschäftigt, Herr Doktor. Aber ich

weiß sonst niemand, an den ich mich mit meinem Ersuchen wenden kann. Und vielleicht finden Sie doch hier und da einmal Zeit, einen Blick in diese Arbeit zu werfen. Es wäre dem, der sie verfaßt hat, von großem Wert, Ihr Urteil zu vernehmen."

"Sie ist also nicht von Ihnen?"

"O nein," lächelte er. "Ich schreibe keine Romane. Sie ist von einem jungen Mann, den ich unter meinen Schutz genommen habe, und dem ich gerne ein wenig weiterhelfen möchte."

Wieder machte ich die Wahrnehmung, daß der Mann ein sehr gutmütiges Aussehen hatte. Und außerdem wußte ich mich in seiner Schuld.

"Wenn es sich um weiter nichts als um mein Urteil handeln soll, will ich die Handschrift gerne lesen. Mehr aber kann ich Ihnen und dem unbekanntem Verfasser leider nicht versprechen. Ich habe keinerlei Verbindungen, die ich für ihn nutzbar machen könnte."

"Das erwartet er auch nicht. Überhaupt hat er sich erst auf mein langes Zureden hin entschlossen, Sie mit diesem Ansinnen zu behelligen. Er war willens, die ganze Arbeit zu verbrennen. Ich aber bin der Meinung, daß doch vielleicht etwas daran ist. Und ich würde mich freuen, wenn Sie ihn ein bißchen ermutigen könnten."

"Er ist also noch nicht Schriftsteller von Beruf?"

"Durchaus nicht. Er war Kaufmann und arbeitet gegenwärtig als Schreiber bei einem Rechtsanwalt. Es hat mich Mühe genug gekostet, ihn da anzubringen."

"Lag denn für ihn eine Notwendigkeit vor, seinen Beruf zu wechseln?"

"Leider ja. Ich bin Ihnen wohl die volle Wahrheit schuldig, Herr Doktor! Der junge Mann ist erst

vor drei Monaten aus dem Gefängnis entlassen worden. Ich machte seine Bekanntschaft, als er vor etwa andert- halb Jahren in mein Amtszimmer kam, um sich selbst einer strafbaren Handlung zu bezichtigen.“

„Und darauffhin nehmen Sie sich jetzt seiner an? Sie scheinen ein Kriminalbeamter von nicht gewöhn- lichem Schlage zu sein, Herr Kommissar!“

„Man kann doch wohl ein Mensch sein, Herr Doktor, auch wenn man ein Kriminalpolizist ist. Der Mann hat mir damals in der Seele leid getan, und ich hatte mir gleich vorgenommen, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Als er sein Jahr Gefängnis verbüßt hatte, ließ ich ihn mir kommen. Und ich fand, daß er sehr dringend eines Menschen bedurfte, der es gut mit ihm meinte. Ich hoffe, Ihre Zusage ist Ihnen nicht wieder leid geworden, nachdem Sie gehört haben, daß es sich um einen Bestraften handelt.“

„Leid? Mir? Mein guter Herr Zabel, Sie können nicht ahnen, wieviel Interesse ich für Leute habe, die bestraft sind oder vor der Möglichkeit stehen, be- straft zu werden. Was hatte Ihr Schübling denn verbrochen?“

„Er hat dem Geschäftshause, in dem er eine Ver- trauensstellung hatte, eine große Geldsumme unter- schlagen.“

„Ah — ein Dieb!“

„Ja, man muß es wohl so nennen. Obwohl die Sache auch in der Verhandlung ziemlich rätselhaft geblieben ist. Seine Prinzipale haben ihm nämlich ein geradezu glänzendes Zeugnis ausgestellt. Sie haben nicht nur erklärt, daß sie nach der Entdeckung des Fehlbetrages gerade auf ihn nicht den geringsten Ver- dacht geworfen haben würden, sondern sie haben auch

versichert, daß sie ihn niemals angezeigt hätten, wenn er gescheit genug gewesen wäre, sich ihnen zu offenbaren, statt mit seiner Selbstbeschuldigung zur Polizei zu laufen.“

„Ein interessanter Fall. Und was hat der Unglücksmensch mit dem Gelde angefangen? Sie sagten doch, es sei eine große Summe gewesen.“

„Rund dreißigtausend Mark. Und was er damit angefangen hat, weiß außer ihm selber bis zum heutigen Tage kein Mensch. Er hat jede Auskunft darüber verweigert und alle Nachforschungen nach dem Verbleib des Geldes sind ohne Ergebnis geblieben. Er hat sparsam und solide gelebt, hat weder Liebschaften noch andere kostspielige Neigungen gehabt und hat auch nicht gespielt oder an der Börse spekuliert. Trotzdem ist von der großen Summe nicht ein Pfennig wieder zum Vorschein gekommen.“

„Vielleicht hat er das Geld irgendwo versteckt, um sich später seines Genusses zu erfreuen.“

Herr Zabel schüttelte den Kopf.

„Dafür, daß es nicht so ist, lege ich meine Hand ins Feuer. Wenn man seit mehr als zwanzig Jahren im Dienst der Kriminalpolizei arbeitet, versteht man sich schon ein wenig auf seine Leute.“

„Nun, das alles hat mit der schriftstellerischen Arbeit des jungen Mannes ja auch am Ende wenig zu tun. Sie sagen, es sei ein Roman. Haben Sie ihn gelesen?“

„Nur zum Teil. Ich finde ihn recht interessant, aber ich habe kein Urteil in solchen Dingen.“

Er empfahl sich, nachdem ich meine Zusage wiederholt hatte. Und obwohl mein Interesse an seinem Schüßling nicht mehr allzu lebhaft war, nachdem ich

gehört hatte, daß sein Wohlwollen einem gewöhnlichen Diebe galt, machte ich mich schon am nämlichen Nachmittag an die Durchsicht des Manuskripts. Ich hatte nicht viel Vertrauen zu der Arbeit, aber schon die ersten Seiten nahmen mich durch den Gegenstand und durch die Art der Erzählung gefangen. Das war nicht die Stilübung eines Dilettanten, der aus hundert gelesenen Geschichten eine hundertunderste macht, sondern es waren unverkennbar die Erinnerungen und Bekenntnisse eines Menschen, der in heißem Bemühen zur Klarheit über sich selbst und über seine Umwelt zu gelangen sucht. Er begann mit einer Kindheitsgeschichte, die in ihrer Schlichtheit und in ihrem augenfälligen Streben nach Wahrheit etwas seltsam Ergreifendes hatte. Die Schilderung eines durch unglückliche Eheverhältnisse zerrütteten Elternhauses, das Charakterbild eines heißgeliebten, edlen, aber für den Lebenskampf untauglichen Vaters, die Schmerzen und Nöte einer in den Wirren ihrer Umgebung zu früh gereiften Kinderseele, sie gestalteten sich in der aufrichtigen, alles schmückende Beiwerk verschmähenden Darstellung des Schreibers zu starken und überzeugenden Eindrücken, die mich alles Häßliche vergessen ließen, was ich über die Handlungen dieses Verfassers vernommen. Ich las weiter, auch als die Stunde meines gewohnten Abendspaziergangs gekommen war, und ich war eben zu dem rührend keuschen und zarten Seelengemälde einer ersten schwärmerischen Knabenliebe gelangt, als mir ein Lauf perlender Töne kundgab, daß in meiner unmittelbaren Nähe jemand seine Finger zum Klavierspiel geschmeidig machte. Obwohl mich die Störung verstimmte, horchte ich doch mit einer gewissen Neugier auf. Es war ja ohne Zweifel meine

Zimmernachbarin, die in der Meinung, daß ich ausgegangen sei, mit ihren musikalischen Übungen begann. Das Instrument mußte unmittelbar an der Trennungswand stehen; ich hörte die Sonate, die sie jetzt spielte, wie durch eine offene Thür. Und ich lehnte mich mit empfangsbereiten Sinnen in meinen Stuhl zurück, um zu lauschen. Denn die Sprache der Töne klang mir in die Seele wie ein Gruß aus jener jetzt so fernen Welt, die bis vor wenig Monaten meine Welt gewesen war. Schimmernde Konzertsäle tauchten vor mir auf. Ich sah mich von festlich geschmückten Menschen umgeben, die damals meinesgleichen gewesen waren; alle schmeichlerischen Reize vornehmen Gesellschaftslebens wurden wie durch Zauberei in meinem Gedächtnis lebendig. Es war nicht eigentlich die Komposition selbst, die auf mich wirkte. Ich hatte ja nicht gelogen, als ich der Wirtin von meinem sehr bescheidenen musikalischen Verständnis sprach. Aber die Stärke und Anschaulichkeit jener durch ihr Spiel hervorgerufenen Erinnerungsbilder war doch wohl ein Beweis, daß sich der Vortrag der Unbekannten im Nebengemach nicht über die Maßen von der Kunst der gefeierten Berufsmusiker unterschied, an die er mich so eindringlich mahnte. Jedenfalls empfand ich ihr Spiel als etwas Schönes und Erhebendes, für das ich ihr von Herzen dankbar war. Und als der Schlußakkord verklang, beunruhigte mich die Besorgnis, daß sie jetzt ganz aufhören könnte. Aber sie machte nur eine kleine Pause, und als sie wieder in die Tasten griff, erkannte ich das Vorspiel eines Liedes aus der „Winterreise“. Dann schwebte durch das dünne Mauerwerk ihre Stimme zu mir herein, süßer und weicher noch, als ich sie in der Erinnerung hatte, voll tiefer Innigkeit

und herzerquickender Wärme. So meinte ich Schubert noch nie gehört zu haben; so wundersam hatte er mich jedenfalls nie zuvor ergriffen. Ich vergaß, wo ich mich befand und wer ich war. Mein Schicksal und meine That, die Jämmerlichkeit meines gegenwärtigen Daseins, die mir zu allen Stunden vor Augen steht, wie hartnäckig ich auch bemüht bin, mich durch angenommene Gleichgültigkeit darüber hinwegzutauschen, sie versanken in nichts vor der überquellenden Woge des Entzückens, die mich wie mit lindem Frauenarmen umkostete. Für die Dauer von Minuten war ich zufrieden und glücklich. Und ich wagte nicht mehr, mich zu rühren, aus Furcht, daß ein Geräusch ihr meine Anwesenheit verraten und sie vom Klavier verschrecken könnte. Sie sang denn auch zu meiner Freude noch ein zweites und drittes Lied. Es schien mir, als ob ihre Stimme immer reiner und voller würde; sie nahm für mein Gefühl etwas von jenem unirdischen Klange an, der zuweilen den Sopranstimmen in einer akustisch wohlgerateneu Kirche eigen ist. Wie ein unverdientes Gnadengeschenk des Himmels nahm ich den köstlichen Genuß hin, der mir da so unvermutet beschieden worden war.

Aber es war dafür gesorgt, daß ich mich beizeiten in meine minder köstliche Wirklichkeit zurückfand. Mitten in den Gesang hinein polterte ein kurzes, hartes Klopfen, und die Sängerin brach plötzlich ab. Ich hörte die etwas aufgeregte Stimme der Frau Giersberg, die mir heute unbeschreiblich mißtönend vorkam. Dann wurde ein Stuhl gerückt und der Klavierdeckel vernehmbar geschlossen. Meine Freude war zu Ende.

Wohl dachte ich daran, hinauszugehen und die

Wirtin darüber aufzuklären, daß ich das Musizieren meiner Nachbarin nicht als eine Belästigung empfinde. Aber ich gab die kaum gefaßte Absicht gleich wieder auf. Es war mir, als würde dadurch eine Art von Beziehung zwischen mir und der Volksschullehrerin hergestellt. Und eine Stimme in mir rief hart und gebieterisch: Nein!

War es eine Stimme der Furcht vor neuem Unheil? Ich weiß es nicht, und ich hüte mich, darüber nachzudenken. Aber ich habe an diesem Abend den toten Oberlehrer, dessen schwermütige Augen beständig auf mir ruhen, aus tiefster Seele beneidet. Um des friedsam ruhigen Daseins willen, das er in diesem Zimmer führen durfte — vor allem aber darum, daß es hinter ihm liegt.

Ich habe den Roman des Diebes zu Ende gelesen, und ich kann mich noch immer nicht frei machen von der tiefen Erschütterung, die er mir hinterlassen. Ein Meisterwerk? Vielleicht. Wennschon ich nicht sicher bin, ob nicht eine schulmäßige Kritik an Aufbau und Führung der Handlung vieles auszusetzen haben würde. Aber unter allen Umständen ein menschliches Dokument von tiefster Bedeutsamkeit. Ich fühle mich berufen, das auszusprechen, denn die Geschichte des Helden, der an einem Weibe zugrunde geht, ist meine eigene Geschichte. Und ich muß darum wohl besser beurteilen können als irgend einer, ob sie wahrheitsgetreu erzählt ist. Die äußeren Umstände sind freilich andere, die Charaktere der handelnden Personen gleichen nur in wenig Zügen denen der Mitspieler in der Tragikomödie meines Lebens. Aber der Konflikt, an dem der traurige Held des Romans Schiffbruch leidet, ist

derselbe, der mich hierher geführt hat, und der mich vielleicht eines Tages an einen noch unfreudigeren Ort führen wird, als es das Erkerzimmer der Witwe Giersberg ist. — Das Weib als des Mannes Verhängnis! Das Problem ist uralt. Aber die meisten unter den Dichtern, die sich mit ihm befaßten, haben sich ihre Aufgabe entweder allzu leicht gemacht, oder sie haben verlogene Zerrbilder der Wahrheit geschaffen. Denn sie sind beinahe immer von der Voraussetzung einer glühenden, vernunftunnebelnden Leidenschaft ausgegangen, die den Mann in sein sicheres Verderben taumeln läßt wie den Schmetterling in die Flamme. Wer aber mag den Auerhahn als das Opfer eines unseligen Verhängnisses beklagen, wenn ihn der Wonnerausch höchster Liebeseligkeit blind und taub gemacht hat für die verderbliche Lücke des anschleichenden Jägers? An einer großen Liebe zu sterben, ist im Grunde nichts anderes als die Erfüllung eines Naturgebots, dem heute noch ungezählte Milliarden beschwingter Wesen unterworfen sind. Glücklicher und beneidenswerter Wesen, wie ich aus tieffstem Herzen hinzufügen möchte. Denn nach der Herrlichkeit einer großen, leidenschaftlichen Liebe hat das Leben dem Manne an Glück nichts mehr zu bieten, das des Erlebens wert wäre. Nicht verflucht, sondern gesegnet das Weib, das einem Manne diese Herrlichkeit erschlossen, auch wenn er sie mit seinem Leben bezahlen mußte!

Aber das sind die Opfer nicht, an die ich und der unbekannte Verfasser dieses Romans denken, wenn sie von dem Weibe als von dem Verhängnis des Mannes reden. Wir denken an die Legion jener Schwächlinge, die sich langsam zu Tode bluten oder zu Tode flattern,

weil sie nicht Kraft und Selbsterhaltungstrieb genug besitzen, sich zu rechter Zeit aus den Netzen eines kaum geliebten, ja, in rauschlosen Augenblicken vielleicht sogar inbrünstig gehaßten Weibes zu befreien. Schwächlinge? Nun ja, dem Unbetheiligten mögen sie als nichts anderes erscheinen, und ich glaube wohl, daß die Mehrzahl von ihnen für sich selbst keine bessere Benennung hat. Aber es ist um ihre Schwäche doch gar oft ein eigen Ding. Sie würde unter anderen Umständen und Voraussetzungen vielleicht mit den Ehrennamen der Großmut, des Mitleids, der Treue oder der Ritterlichkeit belegt werden. Was sie zum Gespött macht, ist die Verständnislosigkeit des Weibes gerade für diese Gattung menschlicher Tugenden. Oder seine angeborene Geschicklichkeit in ihrer Ausnützung. Wehe dem, der seine nackte Seele einem Weibe überantwortet, das den Willen hat, ihn in Fesseln zu halten. Er wird seinem Verhängnis nimmermehr entinnen, denn er hat sich aller Verteidigungswaffen begeben. Und sein Ende wird immer unrühmlich sein, auch wenn es der kurzsichtigen Welt nur als ein natürlicher Ablauf der Dinge erscheint. So unrühmlich wie das meine und wie das dieses Romanhelden, der selbstverständlich eins ist mit dem Verfasser — dem Diebe der spurlos verschwundenen dreißigtausend Mark, zu deren Erlangung er das Vertrauen anderer schändlich mißbrauchen mußte.

Auch wenn er das Manuskript zu Ende gelesen hätte, würde der Herr Kriminalkommissar Zabel in bezug auf das Geheimnis dieses unerklärlichen Diebstahls wahrscheinlich nicht klüger gewesen sein als zuvor. Denn in dem Roman ist von nichts dergleichen die Rede. Aber das Rätsel zu lösen, ist leicht genug

für einen, der Schwereres auf dem Gewissen hat als einen Diebstahl und den Mißbrauch eines Vertrauens. Als ich an den jäh abbrechenden Schluß deines Romans gekommen war, habe ich dir im Geiste die Hand gedrückt, Schicksalsgefährte! Nun gedenke ich's auch in der Körperlichkeit zu tun. Denn ich habe den wohlwollenden Herrn Zabel gebeten, mich mit seinem Schützling bekannt zu machen, und morgen abend will er ihn mir bringen. Ich weiß, daß ein Mensch in meiner Lage keine größere Torheit begehen kann als die, ohne zwingende Notwendigkeit neue Bekanntschaften zu schließen. Aber wo ist der Kranke, der an einem Leidensgenossen vorübergehen könnte, ohne Gruß und Ansprache mit ihm zu tauschen!

Und dann — der Mann, dessen Namen ich noch nicht einmal kenne, ist gewiß und wahrhaftig ein echter Dichter. Die Genugtuung, ihm das ins Gesicht zu sagen, möchte ich mir auf keine Gefahr hin nehmen lassen.

(Schluß folgt.)



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen
von hervorragenden Schrift-
stellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang
* 1918 *

Zehnter
Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Schicksalsgefährten

Novelle von Lothar Brentkendorff

(Schluß)

Wie einfältig doch die Menschen sind! Wie blind sie mit sehenden Augen an dem Greifbarsten vorübergehen! Daß mein plump gezimmertes Lügengebäude nicht schon heute kläglich zusammengebrochen ist — meiner Klugheit und Verschlagenheit habe ich es sicherlich nicht zu danken.

Ein traumhafter Tag ist es, der mit dieser Mitternachtstunde zu Ende geht — traumhaft unsinnig und traumhaft schön. Ich habe mich treiben lassen, ohne daran zu denken, wohin die Fahrt gehen könnte. Und — was vielleicht das unbegreiflichste ist — ich habe keineswegs die Absicht, aus dem steuerlosen Nachen zu springen, um mit einer letzten, verzweifelten Kraftanstrengung vielleicht doch noch das rettende Ufer zu gewinnen.

Als ich am heutigen Sonntagvormittag von einer kleinen Besorgung heimkehrte, begegnete mir auf dem Gange Frau Giersberg mit einer großen Stehleiter, die sie eben in das Zimmer der Volksschullehrerin schaffen wollte.

„Wenn man sich keinen Tapezier leisten kann,“ sagte sie in halb scherzhafter Erklärung, „muß man die unangenehme Arbeit des Gardinenaufsteckens eben selber auf sich nehmen. Aber Fräulein Gerhäuser ist in der Regel so freundlich, mir dabei zu helfen.“

Zehn Minuten später hörte ich, in meiner Stube sitzend, ein Geräusch wie von einem schweren Fall und einen kurzen, halblauten Aufschrei, mehr des Schreckens als des Schmerzes. Bestürzt fuhr ich empor, denn mein erster Gedanke war die Volksschullehrerin. Ich wollte hinaus, aber in der Thür blieb

ich unschlüssig stehen, denn die warnende Stimme in meinem Innern hatte mir abermals ihr herrisches Halt zugerufen. Da wurde draußen eine andere Thür aufgerissen, und ich hörte die aufgeregte Rede der Frau Giersberg:

„Ich laufe nach einem Arzt. — Gott im Himmel, daß durch meine Ungeschicklichkeit so etwas passieren mußte!“

Nun hielt mich freilich nichts mehr. Im nächsten Augenblick war ich draußen, um die Davoneilende mit einer Frage nach dem Geschehenen aufzuhalten.

„Ach, Herr Doktor, ich habe an die Leiter gestoßen, als Fräulein Gerhäuser droben stand. Sie ist herabgestürzt, und ich glaube, sie hat den Arm gebrochen. Wenn ich nur gleich einen Arzt finde! Es ist zu schrecklich.“

„Warten Sie noch, und fragen Sie das Fräulein, ob sie mir gestatten will, den Schaden anzusehen. Die erste Hilfe könnte auch ich ihr möglicherweise leisten.“

„Sie, Herr Doktor? Aber Sie sind doch kein Arzt.“

„Ich besitze trotzdem einige Kenntnisse auf diesem Gebiet. Bitte, stellen Sie mich der Dame vor.“

Sie ging in das Zimmer der Lehrerin, und nachdem sie einige Worte mit ihr gewechselt hatte, forderte sie mich auf, einzutreten. Auf dem Sofa saß ein junges Mädchen von zierlicher Gestalt und mit goldblondem Haar. Sie stützte den linken Unterarm mit der rechten Hand, aber nur die Blässe ihres Gesichts ließ erraten, daß sie starke Schmerzen leide, denn sie war sehr ruhig, und es klang beinahe heiter, als sie sagte:

„Sie sind sehr freundlich, mein Herr; aber Frau Giersberg regt sich ganz unnötig auf. Selbst wenn

es ein Armbruch wäre — das Unglück ist doch nicht so groß.“

Dabei lächelte sie der Registratorswitwe freundlich zu, und ich würde sie in diesem Augenblick vermutlich sehr schön gefunden haben, auch wenn sie es in Wahrheit gar nicht gewesen wäre. Denn die Schönheit der Herzensgüte verklärt auch das häßlichste Gesicht. Im Moment freilich durfte ich mich mit solchen Betrachtungen nicht aufhalten, und ich hielt es für unnötig, irgend einen Nachweis meiner Befähigung zu erbringen.

„Wollen Sie mir gestatten, den Arm anzusehen, mein Fräulein? Ich werde mich bemühen, Ihnen nicht weh zu tun.“

Willig und anscheinend ohne Bangen streckte sie mir das verletzte Glied entgegen, von dem sie den weiten Armel ihres Hausgewandes bis über den Ellenbogen hinauf zurückgestreift hatte. Und rasch hatten meine vorsichtig tastenden Finger die Art der Beschädigung festgestellt. Es war ein doppelter Knochenbruch dicht über dem Handgelenk, eine sehr unangenehme und schmerzhaft Fraktur, aber glücklicherweise ohne Splitterungen. Die Anlegung eines Notverbandes ließ sich mit den einfachsten Hilfsmitteln bewirken. Ohne empfindliche Schmerzen aber konnte es dabei nicht abgehen. Und die Patientin ertrug diese Schmerzen mit wahrhaft heroischer Tapferkeit. Ich erlebte dergleichen ja nicht zum erstenmal. Ich hatte Kranke unter den Händen gehabt, die trotzig die Zähne zusammenbissen, um sich keinen Wehelaut entschlüpfen zu lassen, und andere, die durch eine erzwungene wilde Lustigkeit sich selbst wie den Arzt über ihre wirkliche Gemütsverfassung zu täuschen suchten; auch

Stoiker mit der stumpfen Ergebung eines auf der Schlachtbank liegenden Hammels. Dies zierliche, fast schwächliche junge Mädels aber zeigte ein Benehmen, wie es mir noch nicht vorgekommen war. Sie dachte offenbar an nichts anderes als daran, die aufgeregte Vermieterin zu beschwichtigen, die sich noch immer in jammern den Anklagen gegen sich selbst als die Anstifterin des Unglücks erging.

„Es ist nichts — es ist wirklich nicht arg,“ sagte sie immer wieder. Und sooft ich einen raschen Blick auf ihr Gesicht warf, sah ich auf ihren Lippen jenes liebenswürdige, durchaus natürlich wirkende Lächeln, das mich bei meinem Eintritt so ganz für sie eingenommen hatte.

„Sie sind eine kleine Heldin,“ sagte ich, als ich die Bandage um die aus dünnen Brettchen hergestellten Schienen gelegt hatte. „Aber ich kann Ihnen nun auch zur Belohnung versichern, daß das Schlimmste überstanden ist, und daß der eigentliche Verband Ihnen viel weniger Schmerzen bereiten wird. Vielleicht wäre es am besten, ihn sogleich bei einem in der Nähe wohnenden Arzt oder in der chirurgischen Klinik anlegen zu lassen. Vorausgesetzt, daß Sie sich stark genug fühlen, die kurze Wagenfahrt zu machen.“

Frau Giersberg wollte Einspruch dagegen erheben, daß sie sich in ihrem jetzigen Zustande aus dem Hause wagte; aber die Lehrerin war mit meinem Vorschlage ohne weiteres einverstanden.

„Ich fühle mich vollkommen wohl,“ erklärte sie, „und wenn durchaus noch etwas Weiteres geschehen muß, geschieht es am zweckmäßigsten auf der Stelle.“

„Natürlich müssen Sie mir erlauben, Sie zu begleiten,“ bestimmte ich, während ich aus einem von

Frau Giersberg herbeigeschafften Mundtuch die Schulter-
schlinge knüpfte, die das verletzte Glied stützen sollte.
„Es könnte ja immerhin sein, daß Sie unterwegs
eines Beistandes bedürfen.“

Mit einem schüchternen und doch — wie mir scheinen
wollte — prüfenden Blick sah sie zu mir auf.

„Das darf ich wohl nicht annehmen, Herr Doktor,“
erwiderte sie leise. „Ich bin Ihnen schon für Ihre
bisherige Bemühung zu großem Dank verpflichtet —“

„Daß Sie ihn nur durch bedingungslose Fügsam-
keit abtragen können. Ich gehe hinunter, einen Wagen
zu besorgen. Unterdessen wird Ihnen Frau Giersberg
einen Mantel oder sonst ein schützendes Kleidungsstück
umlegen, damit wir bei meiner Rückkehr keine Zeit
zu verlieren brauchen. In längstens einer Stunde
liefere ich Sie hier wieder ab.“

Sie widersprach nicht mehr, und sie sträubte sich
auch nicht, meinen Arm anzunehmen, als wir wenig
später die Treppe hinabstiegen. Es durchrieselte mich
ganz eigen, als ich die lebendige Wärme ihrer weichen
Gestalt verspürte, und als ihr prachtvolles, duftiges
Haar meinem Gesicht so nahe kam. Da sie fast um einen
Kopf kleiner ist als ich und mit niedergeschlagenen
Augen an meiner Seite ging, konnte ich ihr Gesicht
studieren, ohne sie durch meinen Blick zu belästigen,
und ich stellte fest, daß es auch mit seinem jetzigen
ernsten Ausdruck eines der reizvollsten Gesichter sei,
die ich je gesehen. Nicht gerade von überirdischer Schön-
heit, aber fein und lieblich wie das von subtiler Künstler-
hand geschnittene Antlitz einer Gemme. Die langen
Wimpern warfen einen zarten Schatten auf die noch
immer bleichen Wangen, und ein gelegentliches leichtes
Zittern der Nasenflügel verriet mir, daß das Erlebnis

doch nicht ganz spurlos über ihr Nervensystem dahingegangen war. Auf die eindringliche Frage nach ihrem Befinden aber, die ich drunten im Wagen an sie richtete, schüttelte sie schon wieder mit dem alten Lächeln den Kopf.

„Es geht mir sehr gut, Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich Ihnen zum Lohn für all Ihre Freundlichkeit nun auch noch hier im Wagen ohnmächtig werde.“

„Es würde mich kaum aus der Fassung bringen. An kleine Ereignisse dieser Art bin ich hinlänglich gewöhnt.“

„Wirklich? Sie sind also doch ein Arzt? Oder Sie sind es zum mindesten gewesen?“

Da war ich schon wieder in der fatalen Lage, einem arglosen Menschen ins Gesicht hinein lügen zu müssen. Der Himmel weiß, wie sauer es mir gerade in diesem Fall wurde. Aber weiter, als ich es bereits getan, durfte ich fürwahr in meiner Unvorsichtigkeit nicht gehen.

„Nein. Ich habe vor Jahren aus Liebhaberei einen Samariterkurs mitgemacht. Daher stammen meine ärztlichen Kenntnisse und Erfahrungen.“

„Dann muß ich dem Schicksal dankbar sein, daß Sie gerade diese Liebhaberei und nicht irgend eine andere hatten,“ sagte sie mit einem allerliebsten Anflug von Schelmerei. „Ich wollte, der Arzt, in dessen Hände Sie mich jetzt liefern werden, behandelte mich ebenso schonend wie Sie.“

„Sie haben also doch Angst?“

„Ein bißchen schon,“ gab sie aufrichtig zu. „Es wird ganz darauf ankommen, was für ein Gesicht der Herr in der chirurgischen Klinik hat. Es ist gewiß dumm, aber meine Empfindungen für oder gegen

einen Menschen werden immer durch den ersten Eindruck bestimmt, den sein Gesicht auf mich macht.“

„Ob das in Wahrheit so dumm ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Das Unglück ist nur, daß wir gleich so vielen anderen schätzenswerten Gaben unserer unvordenklichen Ahnen auch den Instinkt für die Beurteilung von Physiognomien verloren haben. Wie vorteilhaft wäre es zum Beispiel für Kriminalkommissare, wenn sie einem Menschen an der Nase ansehen könnten, daß er ein Mörder ist!“

„Ich könnte es,“ erklärte die kleine Lehrerin mit drolliger Bestimmtheit. „Nicht an der Nase natürlich. Aber ich weiß, daß ich in der Nähe eines Mörders von unüberwindlichem Grauen gepackt werden würde. Ich habe etwas Derartiges schon einmal erlebt. Damals wurde ich von allen ausgelacht, bis sich herausstellte, daß mein Instinkt, wie Sie es nennen, mich ganz richtig geleitet hatte.“

„Dann sind Sie eigentlich ein höchst gefährlicher Umgang für Leute, die etwas zu verheimlichen haben. Ich werde mich künftig vor Ihnen in acht nehmen.“

Belustigt lachte sie ihr entzückendes helles Lachen.

„Ja, wenn Sie ein Mörder wären! Aber ich kann Ihnen zu Ihrer Beruhigung versichern, daß Ihr Anblick mir nicht das leiseste Grauen eingeflößt hat.“

„Das beruhigt mich in der Tat. Aber mir scheint, wir sind am Ziel.“

Ich stellte meine Begleiterin und mich dem diensttuenden Oberarzt vor. Fragend sah er mich an.

„Ich habe die Ehre mit einem Herrn Kollegen?“

„Bedaure — ich bin nur Philologe.“

„Die Dame ist, wie ich sehe, provisorisch bandagiert. Wer hat den Notverband angelegt?“

„Ich —“

„Obwohl Sie, wie Sie scherzend bemerkten, nur Philologe sind?“

Ich wiederholte das Märchen von dem Samariterkurs, obwohl ich mir dabei in der Stille meines Herzens sagte, daß der Oberarzt ein Esel sein müsse, wenn er nicht hinter die Wahrheit käme. Aber das war schließlich einerlei. Wenn er's nur hübsch für sich behalten würde.

Meine taffere kleine Nachbarin wurde in einen der Operationsräume geführt, während ich im Empfangszimmer bleiben mußte. Es war eine harte Wartezeit, die ich da verbrachte. Ich wußte, wieviel bei der Art der Verletzung eine Ungeschicklichkeit verderben konnte, und es ist möglich, daß ich in diesem Augenblick das ganze Komödienspiel aufgegeben hätte, wenn ich dadurch berechtigt worden wäre, ihr den Gipsverband selbst anzulegen. Ich lauschte angestrengt, ob nicht vielleicht ein Schmerzenslaut zu mir dränge. Und dabei krampften sich unwillkürlich meine Finger zu Fäusten, als möchte ich jeden niederschlagen, der brutal genug sein könnte, ihr wehzutun.

Aber ich hatte glücklicherweise grundlos um sie gebangt. Als sie endlich in der Begleitung des Oberarztes wieder erschien, durch den unförmig verpackten Arm in ihrer Zierlichkeit seltsam entstellt, war sie von strahlender Heiterkeit. Der Oberarzt behandelte sie mit der Ritterlichkeit eines galanten, vielleicht sogar etwas verliebten Kavaliere. Aber als er sich dann gegen mich wandte, wurde er überaus steif und förmlich.

„Ihr Samariterkurs muß ein geradezu vorbildlicher gewesen sein, Herr Doktor,“ sagte er sehr kühl. „Wir Mediziner von Beruf brauchen recht viele Semester,

ehe wir dahin gelangen, einen schwierigen Bruch so einzurichten und zu schienen.“

„Vielleicht ist eben auch auf diesem Gebiet die natürliche Veranlagung das Entscheidende,“ erwiderte ich vollkommen ernsthaft. Und er belohnte mich dafür mit einem Blick, wie er mir in vergangenen Zeiten nur von einem konkurrierenden Kollegen hie und da zuteil geworden war.

Nach Erledigung einiger Formalitäten saßen wir wieder im Wagen. Und ich durfte über Elsbeth Gerhäusers Nervenzustand jetzt vollkommen beruhigt sein. Ihre Fröhlichkeit hatte etwas beinahe Übermütiges, und sie war in dieser strahlenden Laune noch hundertmal reizender als zuvor.

„Es hat wirklich fast gar nicht mehr geschmerzt,“ erzählte sie. „Und Sie würden stolz sein, Herr Doktor, wenn Sie gehört hätten, was die beiden Ärzte untereinander von Ihnen sprachen. Sie sagten es zwar leise; aber ich habe Ohren wie ein Luchs. Wissen Sie, daß sie überhaupt nicht an Ihren Samariterkurs glauben, sondern Sie trotz Ihrer Erklärung für einen Arzt halten? Und für einen sehr geschickten obendrein.“

„So mögen sie in ihrem Glauben selig werden. Was kann ich dagegen tun?“

„Aber Sie sind keiner — nicht wahr? Natürlich nicht! Welches Interesse hätten Sie daran, mir die Wahrheit zu verschweigen!“

„Lassen Sie sich von Frau Giersberg meinen Anmeldezettel vorlegen. Da können Sie es schwarz auf weiß und mit polizeilicher Abstempelung lesen, daß ich der Schriftsteller Philipp Neuhaus bin und sonst nichts. Gebürtig zu Königsberg in Preußen und sechs- unddreißig Jahre alt.“

„Sie sind aus Königsberg? Ein Ostpreuße? Wie merkwürdig! Ihrer Sprache nach hätte ich das nimmermehr vermutet.“

„Ich war sechs Monate alt, als meine Eltern ihre engere Heimat verließen. Säuglinge aber pflegen sich den heimatlichen Dialekt sehr bald abzugewöhnen.“

Sie lachte. Aber dann wurde sie plötzlich ernst, und ein feines Rot stieg in ihren Wangen auf.

„Übrigens habe ich mich noch bei Ihnen zu entschuldigen. Sie waren sehr ungehalten über mich — nicht wahr?“

„Ungehalten? Weshalb?“

„Wegen meines neulichen Musizierens. Aber ich glaubte, Sie seien nicht zu Haus.“

„Ungehalten war ich allerdings, nämlich darüber, daß Sie von Frau Giersberg veranlaßt wurden aufzuhören, als meine Freude an Ihrer Kunst auf dem Höhepunkt war. Wäre ich nicht so schüchtern, ich hätte Sie durch die Wand angefleht, weiterzusingen.“

„Sie wollen mir etwas Freundliches sagen. Denn in dem Verdacht, daß Sie sich über mich lustig machen wollen, habe ich Sie nicht. Daß bei meinem Spiel und erst recht bei meinem Gesang von Kunst nicht die Rede sein kann, weiß ich recht gut.“

„Ich bin nicht musikverständlich genug, um zu widersprechen. Ich kann nur wiederholen, daß Sie mir an jenem Abend eine große — eine sehr große Freude bereitet haben. Natürlich, ohne es zu beabsichtigen. Und das überhob mich der Verpflichtung, Ihnen zu danken. Sie haben ohne Zweifel eine gründliche musikalische Ausbildung genossen.“

„Ach nein. Mein Vater, der mich unterrichtete, war selbst nur ein Dilettant, aber freilich ein leidens-

schaftlicher Musikfreund. Er hatte immer die Absicht, mich zu einem tüchtigen Gesanglehrer zu geben. Aber er besaß nicht die Mittel dazu, und nach seinem Tode konnte von derartigen überflüssigen Dingen vollends nicht mehr die Rede sein.“

„Wenn Sie jetzt die erforderlichen Mittel besäßen, würden Sie sich dann dem Gesangstudium widmen?“

„Wohl kaum. Meine Stimme ist für einen Konzertsaal viel zu klein. Auf die Bühne tauge ich gar nicht. Und ich bin in meinem jetzigen Beruf ganz zufrieden.“

„Warum sollten Sie nicht für die Bühne taugen? Ich meine, Sie müßten eine recht artige kleine Komödiantin abgeben.“

„Wenn das eine Schmeichelei sein soll, möchte ich sie dankend ablehnen. Und es tut mir leid, daß Sie keinen günstigeren Eindruck von mir gewonnen haben.“

„Verzeihen Sie, Fräulein Gerhäuser! Es war zwar nicht ganz so gemeint; aber es war immerhin eine Ungeschicklichkeit. Sie konnten ja nicht wissen, wie hoch ich schon aus Kollegialität einen geschickten Komödianten schätze.“

Sie sah mich erst verständnislos an, dann lachte sie etwas gezwungen.

„Nun entpuppen Sie sich am Ende gar noch als ein Schauspieler. Als ich Sie zum erstenmal sah, hätte ich Sie mit Ihrem glattrasierten Gesicht und Ihren markierten Zügen beinahe für einen gehalten.“

„Was doch eine kleine Maskerade alles bewirken kann! Vor wenig Monaten noch trug ich einen lang wallenden Vollbart, und jeder hielt mich für einen Gelehrten.“

„Warum haben Sie ihn abschneiden lassen? Er stand Ihnen gewiß sehr gut.“

„Ich wollte eben lieber für einen Schauspieler oder Künstler gehalten werden als für einen Mann der Wissenschaft. Man kann zuweilen sehr triftige Gründe für solche Wünsche haben, mein liebes Fräulein!“

„Wüßte ich nicht, daß Sie dergleichen nicht nötig haben, so würde ich glauben, daß Sie sich interessant machen wollen. Vor einem so unbedeutenden Publikum wäre es allerdings kaum der Mühe wert.“

„Und wenn ich nicht so felsenfest vom Gegenteil überzeugt wäre, würde ich glauben, Sie wollten ein ganz klein wenig kokettieren. Es ist hübsch, daß wir trotz der Kürze unserer Bekanntschaft schon so weit sind, uns gegenseitig solche Schwachheiten nicht zuzutrauen.“

Sie hatte ersichtlich eine etwas gekränkte Miene aufsetzen wollen, aber sie besann sich rasch eines andern und nickte mir fröhlich zu.

„Ja, es ist sehr hübsch. Denn wenn ich Sie für einen Schauspieler gehalten hätte und Sie mich für kokett, würde aus unserer guten Nachbarschaft wohl nicht viel geworden sein.“

„Jetzt aber darf ich auf gute Nachbarschaft hoffen, nicht wahr?“

„Wir wollen es der Zukunft überlassen. Dergleichen kommt entweder von selbst, oder es kommt überhaupt nicht. Ich danke Ihnen, Herr Doktor! Jetzt fühle ich mich nicht mehr so schwach, daß ich Sie bemühen müßte.“

Die Ablehnung galt meiner beim Aussteigen angebotenen Hilfe. Auch meinen Arm nahm sie nicht wieder an, als wir in die Wohnung hinauffstiegen. Aber es geschah nicht aus Unfreundlichkeit, denn sie blieb unvermindert lebenswürdig bis zu dem Augenblick, da wir uns an der Schwelle ihres Zimmers

trennten. Die noch immer reuig zerknirschte Frau Giersberg hatte sie in Empfang genommen mit der Versicherung, daß sie ihrer Hilflosigkeit jeden nur denkbaren Beistand leisten werde, und mit einem schelmischen Blick auf mich hatte Elsbeth Gerhäuser erwidert: „Wie es scheint, muß man erst einen Arm brechen, um inne zu werden, wieviel gute, hilfreiche Menschen es in der Welt gibt. Ein bißchen Schmerz ist für solche Erfahrung wirklich kein zu teurer Preis.“

Ich ging in mein Zimmer, aber ich hielt es nicht lange darin aus. Die kleine Welt des verstorbenen Oberlehrers war mir mit einemmal zu eng geworden. Seine traurigen Augen, deren Blick etwas so schwermütig Warnendes hatte, ärgerten mich. Ich nahm meinen Hut und lief ein paar Stunden lang in den Uferanlagen und in dem großen Stadtpark umher. Immer im Gewühl der gepuhten Sonntagsspaziergänger, unter denen doch recht wohl einer sein konnte, der mich aus meinem früheren Leben kannte. Das dünkte mich jetzt so gleichgültig. Nicht für einen Augenblick beeinträchtigte die Sorge, erkannt zu werden, meine glückliche Stimmung. Ich speiste mit bestem Appetit auf der überfüllten Terrasse eines vornehmen Restaurants und unterhielt mich angeregt mit einem Herrn, der sich an meinem Tisch niedergesetzt hatte. Dabei vergaß ich nicht auf die Dauer eines Herzschlages, daß ich ein Mann bin, für dessen Verhaftung eine Belohnung von dreitausend Mark ausgesetzt ist. Es ist eben alles genau so schwer oder so leicht, als unsere Einbildung es gestaltet. —

Bei meiner Heimkehr fand ich den für den Abend angekündigten Besuch bereits vor. Der Kriminalkommissar Zabel und sein Schüßling hatten im Wohn-

zimmer der Frau Giersberg auf mich gewartet, und der Beamte führte seinen Begleiter bei mir ein.

„Da bringe ich Ihnen den berühmten Schriftsteller in Spe,“ sagte er mit etwas täppischem Humor. „Herr Gerhard Ostwald — Herr Doktor Neuhaus! Da die Herren sich wahrscheinlich lieber unter vier Augen unterhalten, ziehe ich mich wieder zu meiner Schwägerin zurück.“

Etwas scheu und verlegen, doch nicht mit der demütigen Armsündermiene, die mir immer die widerwärtigste an einem Menschen gewesen ist, stand der Verfasser des Romans vor mir. Die Wärme meines Händedrucks erst trieb ihm das Blut ins Gesicht.

„Ich hoffe, Herr Doktor, daß der Kommissar Zabel Ihnen alles gesagt hat,“ kam er mit einer gewissen Hast dem Begrüßungswort zuvor, das mir auf den Lippen lag. Ich aber hielt seine Hand fest und zog ihn neben mich auf das Sofa nieder.

„Er hat mir den ungeschriebenen Schluß Ihres Romans erzählt — ja, mein lieber Herr Ostwald! Aber ich würde ihn auch ohne seine Mitteilung ungefähr erraten haben. Wenn sie nicht mit einer Pistolenkugel enden, schließen solche Romane ja immer auf diese oder ähnliche Art.“

Ich ließ mir Zeit, ihn sehr aufmerksam zu betrachten. Und ich war zufrieden, daß meine Erwartungen mich nicht getäuscht hatten. Denn fast genau so hatte ich ihn mir vorgestellt: schlank und wohlgebaut, mit edel geformter Stirn und weichem Munde, das dichte Haar ein wenig gelockt, und die Seele eines Kindes in den Augen.

„Sie sind fünfundzwanzig Jahre alt — nicht wahr?“

„Sechszwanzig, Herr Doktor!“

„Schön! Sie waren also ungefähr vierundzwanzig, als Sie den Entschluß faßten, Ihr Leben zu zerstören, um ein anderes glücklicher zu gestalten?“

Mein Scharfsinn überraschte ihn offenbar nicht im mindesten. Mit ruhiger Miene schüttelte er den Kopf.

„Ich tat es eigentlich nicht deshalb. Ich tat es, um frei zu werden.“

„Um frei zu werden, gingen Sie ins Gefängnis. Nicht jeder würde das verstehen. Ich aber verstehe es, mein armer junger Freund! Sie wollten sich nicht langsam zu Tode flattern. Lieber ließen Sie ein Stück Ihres Leibes im Spinnenetz zurück. Später vielleicht werden wir weiter davon reden. Jetzt etwas anderes. Sie sind sich hoffentlich bewußt, daß Sie ein Dichter sind?“

Er wurde rot wie ein Mädchen.

„So hoch schätze ich mich nicht ein, Herr Doktor! Und diese Erstlingsarbeit könnte es wohl am wenigsten erweisen.“

„Sie haben recht. Gelungene Erstlingsarbeiten beweisen in der Regel gar nichts. Namentlich, wenn es Selbstbekenntnisse sind gleich der Ihrigen. Ich möchte auch nicht prophezeien, daß Sie ein großer Schriftsteller werden. Ein Dichter aber bleiben Sie in meinen Augen doch, auch wenn Sie nach diesem überhaupt nichts mehr zustande bringen. Denn es ist die Art, die Dinge zu sehen, die den Dichter macht, nicht die Kunst, sie zu schildern.“

„Wenn das zuträfe, müßte die Welt ja voll von Dichtern sein.“

„Es laufen auch genug herum. Man muß sie nur nicht zuerst unter den zünftigen Poeten suchen. Natur-

lich haben Sie den Wunsch, Ihren Roman so rasch als möglich an die Öffentlichkeit zu bringen?"

„Ich denke mit Schrecken daran; aber ich wünsche es allerdings.“

„Warum?"

„Weil — weil ich Geld damit verdienen möchte.“

„Sind Sie in Not?"

„Nein. Ich verdiene, was ich brauche. Aber ich habe eine Schuld zu tilgen.“

„Eine Schuld von dreißigtausend Mark.“

„Ja.“

„Sie haben also nichts von dem Gelde für sich behalten — gar nichts?"

Er fuhr zusammen, als hätte ich ihm eine tödliche Beleidigung zugefügt. Und sein Gesicht nahm plötzlich einen herben, verschlossenen Ausdruck an.

„Nein — nichts," sagte er kurz. „Aber Sie werden mir das natürlich nicht glauben.“

„Im Gegenteil — ich habe es im vorhinein gewußt. Die sogenannten willensschwachen Menschen handeln immer mit eiserner Konsequenz, wenn es gilt, sich selber zugrunde zu richten. Sie brauchen mir das nicht zu bestätigen; denn ich weiß es aus eigener Erfahrung. Und nun will ich Ihnen ein Handelsgeschäft vorschlagen; denn zu diesem Zweck habe ich Sie um Ihren Besuch gebeten. Ich kaufe Ihnen Ihren Roman ab.“

„Sie, Herr Doktor?" fragte er in höchster Überraschung. „Herr Zabel sagte mir doch, daß Sie nach dieser Richtung hin nicht das geringste für mich tun könnten.“

„Damals hatte ich das Manuskript noch nicht gelesen. Inzwischen aber habe ich Vertrauen zu der Sache gewonnen. Ich stelle nur eine Bedingung.“

„Und sie lautet?“

„Das Werk darf vorläufig nicht veröffentlicht werden. Schreiben Sie erst etwas anderes. Mit gewöhnlicher Tinte, nicht mit rotem Herzblut. Sie verstehen, was ich meine. Damit können Sie erweisen, ob Sie zum zünftigen Literaten taugen. Mit dem Roman da würden Sie ja ohne Zweifel einen Erfolg haben. Aber er könnte Ihnen zum Verhängnis werden, wenn Sie nachher nicht halten, was das Publikum sich von Ihnen versprochen. Zeigen Sie, daß Sie beobachten können, und daß Sie Menschliches verstehen, auch wenn es nicht Ihr Menschliches ist. Haben Sie sich auf solche Art zur Geltung gebracht, dann mag es an der Zeit sein, mit Ihrem dichterischen Erstlingswerk herauszukommen.“

„Und wenn die Voraussetzung niemals erfüllt würde, wie wollten Sie dann zu Ihrem Gelde gelangen?“

„Das ist meine Sorge. Ich bin ein guter Geschäftsmann, lieber Freund, und ich verrechne mich nie. Also — schlagen Sie ein? Ich zahle Ihnen dreißigtausend Mark und gebe Ihnen Ihr Manuskript zu sorglicher Verwahrung zurück, da es bei mir vielleicht nicht sicher genug aufgehoben wäre.“

Ostwald saß kerzengerade, aber er war blaß bis in die Lippen.

„Sie — Sie sprechen nicht im Ernst,“ brachte er mit zitternder Stimme heraus. Derb schlug ich ihn auf die Schulter.

„Spaßt man mit einem, der in Ihrer Haut steckt, mein Junge? Raffen Sie sich zusammen, Mann, und nehmen Sie mein Anerbieten so, wie es gemeint ist — als ein einfaches Geschäft. Und die Abmachung

bleibt selbstverständlich vorläufig unter uns. Das kümmert weder Herrn Zabel noch sonst jemanden.“

Seine Hände öffneten und schlossen sich; wie in hilflosem Suchen irrten seine Augen umher. Ich sah, daß ich ein Ende machen mußte, wenn er seine Fassung nicht völlig verlieren sollte. Gelassen stand ich auf und öffnete das Schreibtischfach, in dem ich verwahrte, was ich vor der Abreise von meinem Vermögen flüssig gemacht. Bündelweise lagen da die funkelnagelneuen Tausendmarkscheine aufeinander geschichtet. Es wäre genug gewesen, den armen Teufel da zum wohlhabenden Manne zu machen. Aber ich wollte ihn nur frei machen, nicht reich.

Ein fröstelndes Erschauern ließ seine Schultern zucken, als ich die dreißig Banknoten vor ihn hin legte.

„Zählen Sie, bitte, nach — ich könnte mich geirrt haben.“

Er wollte mechanisch gehorchen, aber er gab es gleich wieder auf.

„Und der Vertrag?“ stotterte er. „Wir müßten doch einen Vertrag machen.“

„Natürlich — ich werde schon einen aufsetzen. Wir sehen uns ja heute nicht zum letztenmal. Das ist auch eine von meinen Bedingungen, daß Sie mich sehr oft besuchen, um mit mir über Ihre neue Arbeit zu sprechen. Ich habe ja jetzt ein Geldinteresse daran, daß Sie es zum berühmten Schriftsteller bringen. Wann also kommen Sie wieder?“

„Morgen — wenn Sie es so wünschen.“

„Gut — sagen wir morgen! Und für heute: Gute Nacht! Ich möchte noch arbeiten. Aber reinen Mund gehalten — haben Sie verstanden?“

Er hatte Mühe, die Türklinke zu finden, als er mich

verließ, unfähig, seine Empfindungen in ein Dankeswort zu gießen. Ich aber lachte hinter ihm drein. Es würde wie eine Brandwunde an meinem Herzen gefressen haben, wenn ich nicht am Ende dieses traumhaft schönen Tages irgend einen Menschen hätte froh und glücklich machen können.

Das Gewissen!

Wie wunderbarlich widerspruchsvoll ist doch das Unersforschliche, das wir so nennen! Ich leugne sein Dasein nicht, denn ich habe es oft genug verspürt, und ich spüre es noch heute. Es quält mich mit Anklagen und Vorwürfen wegen der geringfügigsten Dinge — wegen des barschen Wortes, das ich in übler Laune einem unschuldigen Kinde zugerufen, wegen der unfreundlichen Verweigerung einer Gabe an den Bettler, der vielleicht ein trunksüchtiger Tagedieb, aber vielleicht auch ein verzweifelter Unglücklicher war. Nur um die Tat, die mein Leben aus dem Geleise geworfen hat, kümmert es sich nicht im geringsten. Ich kann an den Toten denken — und ich denke fast beständig an ihn — ohne von irgendwelchen Qualen der Reue heimgesucht zu werden. Ich kann aus einem Traum erwachen, der mich den verhängnisvollen Vorgang noch einmal durchleben ließ, ohne daß ich mich von Grauen geschüttelt fühle. Was ist das? Eine Rechtfertigung? Oder nur eine taube Stelle in meinem moralischen Empfinden? So leicht ist doch sonst der unbequeme Mahner nicht zum Schweigen zu bringen. Kann ein Mörder sein Gewissen einschläfern, indem er ihm immer wieder vorhält, daß er in halber Nothwehr gehandelt? Oder daß der Ermordete ein Schädling

war, von dem die Welt schon viel früher hätte befreit werden sollen? Das müßte — wenigstens in meinem Fall — ein sehr einfältiges und leichtgläubiges Gewissen sein. Denn ich habe ihn nicht getötet, weil er ein Schurke war, sondern weil ich ein Weib von ihm und mich von einem Weibe befreien wollte. Und ich war so viel stärker als er. Es wäre mir ein leichtes gewesen, ihm die Pistole zu entwinden, nachdem der Schuß versagt hatte, den er meuchlerisch hatte auf mich abgeben wollen. Hätte man mich verhaftet, so würde ich dem Gericht natürlich erzählt haben, ich hätte ihn in der Notwehr erschossen. Es war ja ohne allen Zweifel seine Absicht gewesen, mich zu töten. Aber ein normales Gewissen sollte nicht durch Ausflüchte zu hintergehen sein wie ein beliebiger Gerichtshof. Wenn ich ihm mit dergleichen faulen Entschuldigungen käme, sollte es mir mit Donnerstimme zurufen: Du lügst! Und es sollte seine Geierkrallen nur um so tiefer in meine gemarterte Seele schlagen. Aber es schweigt! Es verlangt keine Erklärungen und Beschönigungen. Ich bin gewiß, daß ich noch fünfzig Jahre leben könnte, ohne mein Verbrechen jemals zu bereuen. Das ist für mich selber sicherlich ein unschätzbares Glück; aber es macht mich irre in dem schönen Kinderglauben an den Richter in unserer eigenen Brust. Und irre an der Wichtigkeit des Moralgesetzes, dessen ich mich mein Leben lang als Maßstab bei der Beurteilung anderer bedient habe. Was ist denn noch schlecht oder gut, wenn mein Gewissen mich wegen eines barschen Wortes peinigt und wegen eines Mordes freispricht?

Ich finde die Antwort nicht, und es gibt leider keinen, den ich um Auskunft befragen könnte.

Mein steuerloser Rachen ist in voller Fahrt, und ich lasse ihn treiben, wie es Wind und Wellen gefällt. Augenblicklich gleitet er sanft auf spiegelglattem Strome dahin, und es sind paradiesisch schöne Ufer, an denen er mich vorüberführt. Wäre ich nicht ein ausgemachter Narr, wenn ich hinauspringen wollte, nur weil ihn irgendwo in weiter Ferne ein Strudel verschlingen mag?

Ich habe meine einsamen Spaziergänge aufgegeben, denn ich verbringe die Abendstunden regelmäßig im Wohnzimmer der Frau Giersberg. Natürlich nicht ihrer Gesellschaft zuliebe, sondern weil auch Elsbeth Gerhäuser da ist und mein junger Freund Gerhard Ostwald.

Der törichte junge Mann wollte mir am Tage nach unserer ersten Aussprache durchaus meine dreißigtausend Mark zurückgeben, weil er sich nicht entschließen kann, an mein geschäftliches Motiv für das fürstliche Geschenk zu glauben. Ich mußte alle meine Beredsamkeit aufbieten, um seine Bedenken zu zerstreuen. Achtundvierzig Stunden später kam der Kriminalkommissar in mein Zimmer, um mir mitzuteilen, daß er aus seinem Schützling nicht mehr recht klug werden könne. Einer von den Inhabern der durch Ostwald geschädigten Firma sei heute bei ihm gewesen und habe ihm erzählt, daß der unredliche Angestellte die unterschlagenen dreißigtausend Mark auf Heller und Pfennig zurückerstattet habe. Es müsse also doch angenommen werden, daß er das Geld seinerzeit versteckt habe, denn im Augenblick gebe es ja für ihn keine Möglichkeit, sich eine solche Summe zu verschaffen. Auf seine Frage habe er ihm wiederum jede Auskunft verweigert. Das merkwürdigste aber sei, daß er auch

das großmütige Anerbieten der Firma, ihn wieder anzustellen, rundweg abgelehnt habe, obwohl sich seine Einkünfte dadurch mit einem Schlage verdreifacht haben würden. Der gute Mann war sichtlich erstaunt, daß das alles auf mich keinen besonderen Eindruck machte; aber er nickte zustimmend, als ich ihn bat, dem jungen Ostwald wegen solcher kleinen Unbegreiflichkeiten sein Wohlwollen nicht zu entziehen.

„Man muß ihn ja gern haben,“ sagte er. „Und ich wünsche ihm von Herzen, daß er es doch noch zu etwas bringt.“

Nun stellt sich der angehende Schriftsteller auf mein Verlangen an jedem Abend ein, und wir verleben Stunden, wie ich sie heiterer und harmonischer vergeblich in meinen Erinnerungen suche. Elisabeth Gerhäuser ist das vollkommenste und liebenswerteste weibliche Geschöpf, dem ich je begegnen durfte. Jeder neue Tag läßt mich neue Vorzüge an ihr entdecken, obwohl sie nicht im geringsten darauf bedacht ist, sich mir von ihrer vorteilhaftesten Seite zu zeigen. Sie ist die verkörperte Aufrichtigkeit, jede Art von Verstellung ist ihr fremd, und die reizende Natürlichkeit ihres sonnigen Wesens macht ihre Gesellschaft für mich zu einer unerschöpflichen Quelle reinsten Glückes.

Daß ich die Lüge meines eigenen Daseins dieser goldedchten Wahrhaftigkeit gegenüber doppelt schwer empfinde, ist der bittere Bodensatz im Becher meiner Freuden. Und ich bin eigentlich immer in Versuchung, die Maske abzuwerfen. Wären diese trefflichen Menschen nicht von so rührender Vertrauensseligkeit, sie hätten längst aus meinen eigenen Andeutungen die Wahrheit erraten müssen. Denn, was ich da treibe, ist nichts

als ein unaufhörliches Spielen mit der Gefahr. Es mag Wahnsinn sein, aber ich kann nicht anders. So oft Elsbeth mich mit ihren süßen Kinderaugen ansieht, ist es mir, als müßte ich geradeheraus alles sagen. Und ich bin beinahe sicher, daß es eines Tages wirklich geschieht.

Gestern abend zum Beispiel hing mein Schicksal im eigentlichen Sinne des Wortes an einem Haar. Da hatte sich nämlich auch der Kriminalkommissar Zabel eingefunden, und ich selbst war es, der das Gespräch auf Verbrechen und Verbrecher brachte. Ich neckte ihn mit den Mißerfolgen der Kriminalpolizei bei der Aufführung flüchtiger Missetäter; aber es gab mir doch einen Ruck, als er in all seiner Ahnungslosigkeit plötzlich sagte: „Ja, wenn das so einfach wäre, wie das Publikum zu glauben scheint — glauben Sie vielleicht, daß ich mir die dreitausend Mark, die auf die Ergreifung des Doktor Berringer aus Berlin ausgesetzt sind, nicht sehr gerne verdienen würde?“

„Was für ein Doktor Berringer ist das?“ fragte Elsbeth. „Vielleicht gar ein Mörder?“

„Ja,“ kam ich der Antwort des Kommissars zuvor. „Ein Scheusal in Menschengestalt. Haben Sie gar nichts von seinem Verbrechen gelesen?“

Sie verneinte, und ich überließ es Herrn Zabel, ihr meine Geschichte zu erzählen. Selbstverständlich tat er es auf seine Art.

„Dieser Berringer war ein sehr gesuchter Berliner Arzt und ein schwerreicher Mann. Man schätzte ihn auf mehr als eine Million. Er ist heute achtunddreißig Jahre alt und unverheiratet. Da er nach dem Bilde im Fahndungsblatt auch ein sehr ansehnlicher Mann sein muß, kann ich mir recht gut vorstellen, was für

ein Leben er inmitten dieser leichtfertigen Berliner Gesellschaft geführt hat. Jedenfalls stand er seit Jahren in höchst verdächtigen Beziehungen zu einer verheirateten Frau, der Gattin eines pensionierten hohen Offiziers. Es war eine sehr unglückliche Ehe, vielleicht schon deshalb, weil der Mann beinahe dreißig Jahre älter war als die Frau, in der Hauptsache aber doch wohl durch die Schuld des Doktor Berringer. Eines Tages fand man im Gehölz eines Ausflugsortes bei Berlin die Leiche des Offiziers, eines Herrn v. Trettau. Er hatte einen Schuß in der Gegend des Herzens, und da er die Mauserpistole noch in der Hand hielt, glaubte man, er habe sich aus Gram über seine zerrütteten Eheverhältnisse das Leben genommen. Die Untersuchung des Vorfalles muß dann sehr oberflächlich geführt worden sein; denn auf Wunsch der Frau v. Trettau unterblieb sogar die gerichtsarztliche Leichenöffnung. Der Tote wurde begraben, und es hätte bald kein Hahn mehr nach ihm gekräht, wenn nicht einige Wochen nach dem vermeinten Selbstmord bei der Polizei eine anonyme Anzeige eingelaufen wäre, die unter Anführung sehr gravierender Verdachtsmomente den Doktor Berringer des Mordes an dem Gatten seiner Geliebten beschuldigte. Auf Verfügung der Staatsanwaltschaft erfolgte die Exhumierung der Leiche und die Sektion. Dabei ergab nicht nur die Richtung des Schußkanals die Unwahrscheinlichkeit eines Selbstmordes, sondern es wurde auch durch das Kaliber des noch im Körper steckenden Geschosses einwandfrei festgestellt, daß es nicht aus der bei dem Toten gefundenen Pistole abgefeuert sein konnte. Merkwürdigerweise entdeckte man erst jetzt, daß die noch im Lauf dieser Pistole befindliche Patrone den für

einen Versager charakteristischen Eindruck aufwies. Trettau hatte also offenbar zu seiner Verteidigung die Waffe gezogen, als er sich einem Angreifer gegenüber sah; aber der Schuß war nicht losgegangen, und er war sozusagen wehrlos das Opfer des Meuchelmörders geworden. Noch am Tage der Abduktion erging Haftbefehl gegen Doktor Berringer. Aber der Vogel war bereits ausgeflogen, und man hat bisher seine Spur nicht aufzufinden vermocht. Es erwies sich, daß er schon in den ersten Tagen nach Auffindung der Leiche einen Teil seines Vermögens flüssig gemacht hatte, und daß ihm von einem Bankhause etwa dreimalhunderttausend Mark in barem Gelde ausgezahlt worden waren. Fast zu derselben Stunde, da der anonyme Brief bei der Polizei einlief, muß er Berlin verlassen haben, angeblich zum Zweck einer kurzen Erholungsreise an den Rhein. Die Berliner glauben, daß es ihm gelungen ist, sich mit Hilfe falscher Ausweispapiere in einem deutschen oder holländischen Hafen einzuschiffen. Ich für meine Person bin dagegen der Meinung, daß er sich noch in Deutschland aufhält. Wenn einer so viel Geld in der Tasche hat und nebenbei ein gerissener Bursche ist, findet er immer einen Unterschlupf, wo er in aller Ruhe die günstige Gelegenheit zur Reise über den Ozean abwarten kann."

Mir war zumute, als hätte ich ein paar Flaschen feurigsten Weines im Blute. Mein Gesicht brannte, und meine Augen müssen in Erregung geleuchtet haben, als ich mich wieder gegen Elsbeth wandte.

„Nun, was sagen Sie zu diesem Halunken? Hatte ich nicht recht, ihn ein Scheusal zu nennen?“

Mit ungewöhnlich ernster Miene sah sie mich an und bewegte wie zu halber Verneinung den Kopf.

„Ehe man einen Menschen verdammt, muß man doch wohl mehr von ihm wissen, als Herr Zabel uns erzählen konnte. Nicht auf die Tat allein kommt es an, sondern auch auf ihre Beweggründe. Wer weiß, ob der Doktor Berringer nicht viel mehr ein Unglücklicher als ein Verbrecher ist.“

„Nun, darüber hätte ich mir jedenfalls nicht lange den Kopf zerbrochen, wenn er mir zwischen die Finger gekommen wäre,“ meinte der Kommissar. Gerhard Ostwald aber, der das Kinn in die Hand gestützt hatte, sagte mit einem Blick auf mich:

„Nur wer in die Herzen der Menschen schauen könnte, sollte sie richten. Ich danke Gott, daß ich nicht zu denen gehören werde, die das Urteil über den Doktor Berringer zu sprechen haben.“

Warum ich plötzlich in ein lautes Lachen ausbrach — sicherlich ist es für die anderen ein unlösliches Rätsel geblieben. Aber wenn es um mein Leben gegangen wäre, ich hätte dies Lachen nicht unterdrücken können. War es verzweifelter Hohn, war es ein überquellendes Glücksgefühl, was mich dazu zwang, ich weiß es nicht zu sagen. Jedenfalls wechselte Elisabeth die Farbe, und nachdem sie noch ein paar Worte, die nichts mit dem letzten Gesprächsthema zu schaffen hatten, mit Frau Giersberg gewechselt, stand sie auf, um sich in ihr Zimmer zu begeben.

Als auch ich aufstand, folgte Gerhard Ostwald meinem Beispiel.

„Wenn es nicht unbescheiden ist, Herr Doktor, möchte ich Sie wohl noch um ein paar Worte unter vier Augen bitten.“

In meinem Zimmer ging er wie in innerem Kampfe ein paarmal auf und nieder, ehe er sagte: „Die Ge-

schichte dieses Doktor Berringer hat mich tief erschüttert. Es ist ja nur ein Zufall oder eine unverdiente Gnade des Himmels, daß ich vor zwei Jahren nicht in dieselbe Lage gekommen bin wie er."

"Sie dürfen mir getrost erzählen, was ich zwischen den Zeilen Ihres Romans ja doch schon gelesen habe. Es scheint mir sogar in Ihrem Interesse wünschenswert, daß Sie es tun."

Ich sah, daß er mir für die Aufforderung dankbar war. Er setzte sich neben mich und sprach sich alles vom Herzen. Es war die alte Geschichte vom unerfahrenen Jüngling und der erfahrenen Frau, die krank ist an ungestilltem Liebesehnen. Auch hier eine unglückliche Ehe, ein wirkliches oder auch nur vermeintliches Martyrium unter der Faust eines brutalen Gatten. Und die grausame Leidensgeschichte eines jungen Mannes, der sich in Mitleid mit einem gemarterten Weibe aufreibt, ohne dies Weib anders als aus Mitleid zu lieben. Der Wahn einer reinen Seelenfreundschaft, bis der Jüngling eines Tages zu seinem Schrecken inne wird, daß das heiße Verlangen des Weibes ihn bereits mit tausend Fäden umspinnen hat, und daß es ihm das Blut aus den Adern saugen wird, wenn er nicht die Kraft oder — wie er selbst es nennt — die Erbarmungslosigkeit aufbringt, sich mit Gewalt zu befreien. Er fühlt, daß es keine andere Rettung für ihn gibt; aber er hat nicht das Herz, sie ihrem Schicksal zu überlassen. Hundertmal hat sie ihm von einer gemeinsamen Flucht nach Amerika gesprochen; daran klammert er sich fest. Er unterschlägt die erste größere Summe, die ihm in die Hände fällt, und er beredet die Frau, mit diesem Gelde nach Amerika zu entfliehen, während ihr Gatte in Geschäften abwesend

ist. Dann, als er die Depesche erhalten hat, die ihm ihre glückliche Ankunft in Newyork meldet, geht er zur Polizei, um sich der verdienten Strafe zu überliefern.

„Wenn sie mir gesagt hätte,“ schloß er seine Erzählung, „ihre einzige Rettung sei der Tod ihres Mannes — wer weiß, ob ich nicht auch das getan hätte, um sie frei zu machen und mich!“

Besänftigend klopfte ich ihn auf die Schulter.

„Nein, mein guter Junge, das hätten Sie nimmermehr getan. Dazu gehört doch noch etwas mehr als jugendlicher Unverstand. Dazu gehört die Verzweiflung eines gereiften Mannes und allerlei Zufallstücke. Lassen Sie diese Beichte den dicken Strich sein, den Sie unter Ihr vergangenes Leben ziehen, und legen Sie sich ruhigen Gewissens schlafen. Sie brauchen jetzt nichts mehr als eine echte und starke Liebe, um auch von den letzten Nachwehen Ihrer Kinderkrankheit zu gesunden. Ich glaube fast, das Mittel könnte selbst bei viel älteren Leuten noch Wunder wirken.“

Mit einem Feuer, das mich in Erstaunen setzte, drückte er mir die Hand und entfernte sich rasch. Ich aber riß das Fenster auf und sog tief atmend die erquickend kühle Nachtluft in meine Brust.

Wäre ich nicht ein ausgemachter Narr, wenn ich jetzt aus dem Nachen springen wollte — gleichviel, ob der Strudel ihn verschlingt oder ob er an den Gefilden der Seligen landet!

Auch der ist ein erbärmlicher Feigling, der nicht den Mut hat, das Glück mit beiden Fäusten zu packen, wenn es lächelnd an ihm vorüberstreift. Und ich will nicht feig sein — ich will nicht. Soll Philipp Neuhaus darauf verzichten, der seligste aller Menschen zu werden,

nur weil Harald Berringer ein Dummkopf und ein Kind des Unglücks war? Ich kenne diesen Berringer nicht mehr, ich will nichts mehr von ihm wissen, nicht mehr an ihn denken. Die Vergangenheit ist tot, und die Zukunft öffnet ihre goldene Pforte.

Ich liebe. Liebe mit der Schwärmerei des Knaben, mit der lodernden Leidenschaft des Jünglings und der tiefen Innigkeit des reifen Mannes. Alles, was das Leben mir noch zu bieten hat, heißt: Elsbeth! Es ist für nichts mehr Raum als für ihren angebeteten Namen.

Als ich sie gestern abend zum ersten Male wieder singen hörte, entschied sich mein Geschick und — so die Götter mir gnädig sind — auch das ihre. Da ihr Arm ihr keine Beschwerde mehr bereitet, hatte ich sie flehentlich um ein Lied gebeten. Sie wollte mit dem Hinweis ablehnen, daß sie ja außerstande sei, sich zu begleiten. Da sprang Gerhard Ostwald auf, um sich als Begleiter anzubieten. Er hat eine gute Erziehung genossen und in seinem Elternhause die Musik mit besonderem Eifer getrieben. Ich habe nie eine feinsinnigere, anschmiegsamere, hingebendere Gesangsbegleitung gehört als die seine. Und nie etwas Himmlischeres als Elsbeths gestrigen Gesang. Es war keine Kunstleistung mehr — es war eine Offenbarung. Die Offenbarung der reinsten und keuschesten Mädchenseele und zugleich die Offenbarung des zur Liebe erwachten Frauenherzens. Ich kann mich darin nicht täuschen. Sie sang zum Teil die nämlichen Lieder, die ich an jenem Abend in meinem Zimmer von ihr gehört, aber sie sang sie mit ganz anderem Ausdruck und ganz anderem Mitempfinden. Alles, was sie zu geben hat, lag in diesen Tönen; sie würde in heißer

Scham erglüht sein, wenn sie geahnt hätte, was sie damit gestand.

Als sie geendet, drückte ich ihr stumm die gesunde Rechte. Jedes Wort des Lobes oder des Dankes wäre mir wie eine Entweihung des köstlichen Augenblicks erschienen. Und ich weiß, daß sie meinem Schweigen die rechte Deutung gab. Aus dem Blick, mit dem sie zu mir aussah, strahlte das Glück. Und ihr Lächeln war die ungesprochene Antwort auf eine ungesprochene Frage.

Auch auf Ostwald hatte ihr Gesang gewaltig gewirkt. Der gute Junge sah ganz wirr aus, und seine Gedanken weilten offenbar in anderen, schöneren Welten. Wenn man ihn anredete, gab er verkehrte Antworten, und früher als sonst brach er auf. Möglich, daß die Schubertschen Lieder aufwühlende Erinnerungen in ihm geweckt hatten. Jedenfalls hatte ich ihn nie vorher so gesehen.

— — Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde das tollkühne Spiel, das ich begonnen, bis zu Ende spielen, indem ich alles auf eine einzige Karte setze. Erst dachte ich daran, Elsbeth ein Geständnis abzulegen und die Entscheidung über mein Geschick in ihre Hände zu legen. Aber ich erkannte noch zu rechter Zeit das Wahnwitzige solchen Beginnens. Nein, ich werde ihr nichts anderes gestehen als meine Liebe, und ich werde irgend ein Märchen erfinden, das ihr erklärt, warum wir uns nicht hier in der Heimat, sondern irgendwo im Auslande trauen lassen müssen. Wenn sie mich liebt, wird sie einwilligen, ohne allzuviel zu fragen. Und ich hege kaum einen Zweifel, daß die Flucht gelingt. Ich verfüge über mehr als zweihundertfünfzigtausend Mark in barem Gelde, und die Ausweispapiere

des armen Doktors Neuhaus, der schon seit Jahren irgendwo in amerikanischer Erde schlummert, werden auch weiterhin ihre Schuldigkeit tun.

Vielleicht werde ich meiner Braut am Morgen unseres Hochzeitstages offenbaren, wem sie ihre Liebe geschenkt hat. Ich glaube sogar bestimmt, daß ich es tun werde. Aber es wird dann nur noch zur Beruhigung meines Gewissens geschehen. Am Morgen unseres Hochzeitstages bin ich ja ihrer Verzeihung gewiß.

Wenn ich es nicht längst gewußt hätte, daß ich Gerda v. Trettau nie geliebt habe, das wonnige Erleben dieser letzten Wochen hätte mich darüber belehren müssen. Was ihr jahrelang eine dämonische Gewalt über mich gegeben, ist eben eines jener unergründlichen Geheimnisse, deren die Beziehungen zwischen Weib und Mann voll sind. Mein Verhältnis zu ihr war ein beständiges Hin und Her zwischen heißem Begehren und leidenschaftlichem Haß. Aber der Haß war wohl immer stärker als das Begehren. Nie konnte mich das Streicheln ihrer weichen Kakenpfötchen den brennenden Schmerz der tiefeinschneidenden Stricke vergessen machen, mit denen sie mich gefesselt hielt. Und längst hätte ich das drückende Joch abgeschüttelt, wenn ihr nicht meine sogenannte Ritterlichkeit ein so mächtiger Bundesgenosse gewesen wäre. Immer, wenn ich darauf und daran war, mich von ihr zu befreien, lähmte der Anblick der seelischen Mißhandlungen, denen sie von der Tücke eines bössartigen alten Mannes ausgesetzt war, von neuem meine mühsam gesammelte Kraft. Das alles ging mir durch den Kopf in dem Augenblick, da Trettau seine Pistole auf mich abdrückte. Er hatte mich mit seiner gewöhnlichen hinter-

hältigen Freundlichkeit zu dem gemeinsamen Spaziergang eingeladen, und er war niemals liebenswürdiger gewesen als an diesem Tage. Aber ich wußte längst, wessen ich mich von ihm zu versehen hatte, und ich trug den geladenen Revolver immer bei mir, wenn ich mich in seiner Gesellschaft befand. Als ich mich in dem menschenfernen Gehölz eben dem Durchblick zugewendet hatte, auf den er mich aufmerksam gemacht, um für einen Moment meine Wachsamkeit einzuschläfern, hörte ich dicht an meinem Kopfe den knackenden Laut des Versagers; herumfahrend sah ich in die Mündung einer Pistole und in ein haßverzerrtes Teufelsgesicht. Ein Faustschlag hätte genügt, den greisenhaften Schwächling unschädlich zu machen. Aber ich dachte an alles, was ich in diesen letzten Jahren gelitten, an die jammervolle Sklaverei seines Weibes und an die meinige. Ich fühlte, daß der Augenblick der Befreiung gekommen war — daß ich ein erbärmlicher Wicht sei, wenn ich ihn nicht nützte. Mein Schuß krachte, und ohne einen Laut von sich zu geben, fiel Trettau hintenüber in das Moos des Waldbodens. Ruhig kniete ich neben ihm nieder, um ihn zu untersuchen. Und als ich mich überzeugt hatte, daß er tot war, ging ich ruhig nach Hause. Mein Gewissen hat sich in jenem Augenblick ebenso wenig geregt als zu irgend einer späteren Zeit. Ich hoffte, daß man einen Selbstmord annehmen würde; aber ich wußte, daß ich nicht mit Sicherheit darauf rechnen dürfe. Darum begann ich noch am nämlichen Tage mit den unauffälligen Vorbereitungen für meine Flucht. Ein glücklicher Zufall gewährte mir die Möglichkeit, mich in den Besitz der Ausweispapiere eines Verstorbenen zu bringen. Und wenn ich auch den größeren Teil meines

Vermögens vorläufig im Stich lassen mußte, konnte ich doch eine Summe flüssig machen, die groß genug war, mich für lange Zeit jeder materiellen Sorge zu überheben. — Gerda v. Trettau habe ich nicht wiedergesehen. Das letzte Lebenszeichen, das ich von ihr erhielt, war der Zettel, in dem sie mich inständig anflehte, sofort zu entfliehen. Sie kannte ihren Mann zur Genüge, um zu wissen, daß er nicht selbst Hand an sich gelegt hatte. Und es war darum für sie nicht schwer, den wahren Sachverhalt zu erraten. Zu nächstlicher Stunde machte ich in meinem Ankleidezimmer aus meinem vollbärtigen Gelehrtenantlitz das glattrasierte Schauspielergesicht, mit dem ich jetzt herumlaufe, und in der Frühe verließ ich das Haus, ohne von jemandem gesehen zu werden. Ich fuhr zunächst nach Hamburg, wohnte da zwei Tage lang unter dem Namen Neuhaus in einem Gasthose, und reiste am dritten nach dem Orte, an dem ich seitdem unbehelligt weile. Warum sollte das Flüchtlingsglück, das mich jetzt begleitet hat, mir nicht auch weiter treu bleiben — nun, da es für mich so viel wertvoller geworden ist als bisher! Vor wenig Wochen noch konnte ich mit großer Seelenruhe an den Augenblick denken, da man meine Fährte aufspüren und mich verhaften würde. Heute beherrscht mich nur der eine Gedanke, daß es nicht geschehen darf. Ich habe das lächelnde Antlitz des Glückes gesehen, und ich lasse es nicht mehr. Jetzt ist das Leben mir wieder des Kampfes wert.

Eben hat mich der Kriminalkommissar Zabel verlassen. Ein schlechter Polizeibeamter, aber ein guter Mensch. Seine Augen standen voll Tränen, als er mir zum Abschied die Hand reichte. In Dankbarkeit

und Ehrerbietung werde ich seiner immer als eines braven Mannes gedenken.

Mein Schifflein ist auf den Grund geraten, und die Gefilde der Seligen, ich werde sie niemals sehen. Der Einsatz ist verloren, und der Spieler dazu. Mit einem Ausdruck schmerzlichen Mitleids blicken die ernstesten Augen des verstorbenen Oberlehrers auf mich herab, während ich mich anschicke, diese einzige schriftstellerische Arbeit meines Lebens abzuschließen. Vielleicht weiß er, daß morgen oder übermorgen ein anderer in seiner stillen kleinen Welt hausen wird. Möge er ihrer würdiger sein, als es sein erster Nachfolger war!

Die Wendung ist rasch gekommen, so rasch, wie das Verhängnis eben immer über ein Menschenleben hereinzubrechen pflegt. Vor zwei Stunden noch blühte und prangte ich in der strotzenden Vollkraft des Lebens, bereit, alle Schicksalsgewalten zum Kampfe zu fordern. Jetzt bin ich alt und müde, von keiner anderen Sehnsucht mehr erfüllt, als von dem Sehnen nach Ruhe.

Wir saßen fröhlich beisammen, wie an den köstlichen letzten Abenden, den köstlichsten, die mir das Leben gewährte. Nie war Elisabeth schöner, nie sonniger und strahlender gewesen als heute. Aus eigenem Antrieb fragte sie, ob sie etwas singen solle. Aber sie wünschte, daß wir ihr nicht in ihr Stübchen folgten, sondern im Wohnzimmer blieben. Sie fühle sich freier, wenn sie ihr Publikum nicht vor Augen habe. Und wenn die Türen nach dem Korridor offen bleiben, würden wir sie ebensogut hören können. Gerhard Ostwald ging natürlich mit, um sie zu begleiten. Und sie musizierten, wie eben nur zwei Menschen musizieren können, die das heilige Feuer der Liebe in ein

einziges Wesen zusammengeschmolzen hat. Seltsam genug, daß mir erst heute diese Erkenntnis aufging, jaß, mit der grellen Deutlichkeit einer Vision, alle bösen Triebe meines Herzens aufpeitschend zu wilder Leidenschaft. Mit verschränkten Armen und zusammengebissenen Zähnen saß ich auf meinem Stuhl, die Rückkehr der beiden erwartend. Aber sie kamen nicht, auch nachdem Elsbeth ihr drittes Lied gesungen hatte. Und wenn die Stille da drüben nur eine Pause bedeutete, so war es jedenfalls eine Pause von ungewöhnlicher Länge. Da litt es mich nicht länger in meiner unerträglichen Qual. Unbekümmert um die verwunderten Blicke der Frau Giersberg und ihres Schwagers stand ich auf und schlich auf den Fußspitzen aus dem Gemach und über den Gang bis zur offenen Thür von Elsbeths Zimmer. Da sah ich vor Augen, was ich erwartet hatte. Die beiden hatten sich und uns und die Welt vergessen. Der Arm des jungen Mannes hielt die Gestalt des Mädchens umschlungen; ihr Köpfcgen war mit geschlossenen Augen nach hinten gesunken, und wie festgesaugt hingen ihre Lippen an den seinen.

Ich aber schrie und stöhnte nicht; ich sprang nicht auf sie zu, um sie auseinander zu reißen. Ich fühlte nur, wie irgend etwas in mir zerbrach, und wie sich's rings um mich her gleich einem mißfarbigen Nebel herabsenkte. Ohne daß das Liebespaar meine Nähe wahrgenommen hätte, kehrte ich in das Wohnzimmer zurück. Und als mein Blick auf das gutmütig fragende Gesicht des Polizeikommissars fiel, stand plötzlich wie etwas Selbstverständliches und Unwiderrufliches vor meiner Seele, was ich zu tun habe. Ich wartete nur noch, bis Elsbeth und Gerhard sich wieder bei uns

eingefunden hatten; denn ich wollte nicht ohne einen letzten Händedruck von ihnen gehen. Sie waren verwirrt und befangen; aber ihre Augen schwammen im feuchten Glanze der Glückstrunkenheit. Ich glaube nicht, daß sie etwas von dem begriffen haben, was ich noch zu ihnen sprach. Jedes von ihnen hielt meine zum Gutenachtgruß gebotene Hand, als ob es sie nicht mehr loslassen wolle. Und Elsbeth lächelte mir strahlend zu wie jüngst. Nur daß ich diesmal eine treffendere Deutung für dies dankbar glückliche Lächeln hatte.

Dann bat ich den Kommissar, beim Weggehen in meinem Zimmer vorzusprechen. Und als er kam, legte ich den aus einer Zeitung ausgeschnittenen Steckbrief gegen Doktor Harald Berringer vor ihn hin.

„Da sind Ihre dreitausend Mark, mein lieber Herr Kommissar! Wenn Sie wollen, gehen wir gleich auf der Stelle.“

Er ist wirklich etwas schwer von Begriffen, der gute Zabel. Es währte geraume Zeit, bis er endlich die Überzeugung gewonnen hatte, daß ich ihn nicht zum besten haben wolle. Und dann saß er wie ein gebrochener Mann vor mir auf dem Stuhl, stumm und betrübt, als sei ihm ein großes Unglück widerfahren. Ich mußte ermutigend auf ihn einsprechen, um ihn wenigstens zum Reden zu bringen. Und da kam es vorwurfsvoll von seinen Lippen:

„Sie hätten mir das nicht sagen sollen, Herr Doktor! Nein, Sie hätten es nicht tun sollen. Was fange ich denn jetzt an?“

„Sie werden mich natürlich verhaften. Haben Sie denn noch immer nicht begriffen, daß ich nichts anderes wünsche?“

Wieder versank er in Nachdenken, die Stirn in die

Hand gestützt. Als er den Kopf erhob, las ich die Erleichterung, die ihm ein rettender Einfall gewährte, auf seinem Gesicht.

„Wir haben hier nur ein Privatgespräch geführt. Als Polizeibeamter will ich nichts von Ihren Mitteilungen gehört haben. Aber ich werde morgen früh hier erscheinen, um Ihre Papiere noch einmal zu prüfen. Und ich vermute, daß ich mich dann mit den neulich vorgelegten Ausweisen nicht begnügen werde. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden, Herr Doktor — und Sie werden sich danach einzurichten wissen.“

Ja, ich hatte ihn verstanden — seine Worte sowohl wie den Blick, den er zu meinem immer auf der Schreibtischplatte liegenden Revolver hinübergeworfen. Und ich brachte es nicht übers Herz, ihn sogleich der Genugthuung zu berauben, mit der ihn seine wohlgemeinte Guttat erfüllte.

„Ich danke Ihnen, Herr Kommissar,“ sagte ich. „Also auf morgen!“

Er selbst war es, der mir zum Abschied die Hand entgegenstreckte. Seine Augen waren naß, und seine breite Brust arbeitete rascher. Ich sah wohl, daß er noch an etwas würgte, das sich nicht in Worte fassen lassen wollte. Aber da es doch heraus mußte, kam es zuletzt ungeschickt genug:

„Wenn Sie — wenn Sie es tun wollen, Herr Doktor — so tun Sie es, bitte, nicht hier. Wegen meiner Schwägerin — und wegen des jungen Mädchens. — Sie verstehen mich — nicht wahr? Leben Sie wohl, Herr Doktor!“ —

Braver Kerl!

Ich habe an eine reiche Schenkung für Gerhard Ostwald gedacht. Aber es ist wohl besser, wenn ich

das auf einen späteren Zeitpunkt verschiebe. Die Verfügung über mein Vermögen kann man mir ja nicht nehmen, selbst wenn man mich zum Tode verurteilen sollte, was ich nach Lage der Dinge kaum für möglich halte. Und für den jungen Dichter ist es wohl besser, wenn er sich seine Erfolge und sein Glück zunächst selbst erkämpft. Daran, daß seine Liebe ihm die Kraft dazu verleihen wird, zweifle ich nicht. —

Was für Augen aber wird der gute Zabel machen, wenn er mich morgen noch am Leben findet! Er wird mich gewiß für sehr undankbar halten, und für einen jämmerlichen Feigling obendrein, der wohl meuchlerisch auf andere, aber nicht auf sich selbst zu schießen vermag. Ich muß wohl oder übel zu allem andern auch noch seine Verachtung tragen.

Wohin sollte es denn auch schließlich mit unserer Rechtspflege kommen, wenn man nur Seelenkundige zu ihren Organen bestellen wollte!

